



# ORIENTIERUNG

Nr. 20 67. Jahrgang Zürich, 31. Oktober 2003

**D**AS SCHLIMMSTE, WAS MENSCHEN neben dem Verlust des eigenen Lebens geschehen kann, ist, den Glauben an ihresgleichen, den Glauben an die Menschheit zu verlieren. Wenn Tausende in Flüchtlingsbooten auf dem Meer herumirren und viele dabei ihr Leben verlieren, wenn diese Menschen auf ihren kleinen Booten vorbeifahrenden Schiffen zuschreien und diese nicht anhalten, um sie aus Seenot zu retten, dann verliert ein Mensch den Glauben an die Menschen. Wenn Rosita aus der Siedlung Towseni in Tschetschenien in ein «Filtrationslager» (der offizielle Name für ein mobiles Konzentrationslager) gebracht wird, weil sie verdächtigt wird, Rebellen in ihrem Haus Unterschlupf geboten zu haben, dann ist sie dran: sie wird im Lager gefoltert. Anna Politkovskaja beschreibt in ihrem Buch «Tschetschenien. Die Wahrheit über den Krieg»<sup>1</sup> die Folter: «Sie holten Rosita im Morgengrauen, als alle schliefen, umzingelten das Haus und ließen ihr kaum Zeit, sich richtig anzuziehen. Und warfen sie dann auf dem Truppengelände in eine Grube. «Sind Sie geschlagen worden? Mit Füßen getreten?» «Ja, das ist normal bei uns.» Mit angezogenen Beinen kauerte Rosita zwölf Tage und Nächte in der Grube auf der bloßen Erde. Eines Nachts erbat sie sich der Posten und warf ihr einen Fetzen Teppich hinunter. «Den habe ich mir untergelegt. Dieser Soldat, der war ein Mensch», flüsterte sie.»

## ...das Geschehene genau festhalten

Drei Mal mußte Rosita zum Verhör. Niemand sagte ihr, weshalb sie im Filtrationslager saß. Junge Mitarbeiter von Präsident Putins neuem föderalen Sicherheitsdienst FSB zogen Rosita «Kinderfäustlinge» an. «Um die Finger der linken Hand wickelten sie nackte Drähte, befestigten das andere Ende an den Fingern von Rositas rechter Hand und führten die Drähte hinter ihrem Hals entlang.» Rosita sagt der russischen Korrespondentin A. Politkovskaja: «Ich musste laut schreien, als der Strom angestellt wurde, aber alles andere habe ich stumm ertragen. Ich hatte Angst, sie noch mehr zu reizen.»

Das alles geschah und geschieht täglich und stündlich. Ich bin nachträglich entsetzt. Ich hatte Tschetschenien seit 1994 immer wieder besucht. CAP ANAMUR hatten viele Aktionen gemacht, halblegale, illegale. Anfang 1995 waren wir mit einem Flugzeug ohne Erlaubnis in Mineralny Vody gelandet, so daß der deutsche Botschafter in Moskau glaubte, wir seien abgeschossen worden. Bis 2001 kamen noch weitere Transporte mit LKW-Konvois und Flugzeugen dazu. Von heute aus gesehen, sind wir zu Unrecht stolz gewesen auf diese Aktionen, auf die Tag- und Nachtarbeit, um Hilfsgüter aus dem Flughafen und auf die LKWs zu bekommen.

Nachträglich erfahre ich, daß am Silvestertag des Jahres 1999, an dem auf der ganzen Welt der Beginn eines neuen Jahrtausends gefeiert wurde, das Dorf Duba-Jurt zu 98 Prozent zerstört wurde. Am 26. März 2000, in der Nacht nach Wladimir Putins Wahl zum Präsidenten der Russischen Föderation, wurde die achtzehnjährige Elsa Kungajewa von dem Kommandeur des Panzerregiments, Oberst Juri Budanow, entführt, bestialisch vergewaltigt und als sie kein Wort mehr sagte, einfach so erwürgt. Oberst Budanow leitete das Panzerregiment, das Duba-Jurt in Schutt und Asche gelegt und damit eine Zivilbevölkerung von 6000 Menschen obdachlos gemacht hatte.

J. Budanow hat dem Militärstaatsanwalt nur gesagt, er habe in Elsa Kungajewa die Heckenschützin zu erkennen geglaubt, die seinen Freund Major Rasmachin ermordet habe. Daraufhin wurde er freigesprochen. Der Mord sei «sozial motiviert» und damit «rechtmäßig» gewesen. Das Verfahren gegen Oberst J. Budanow dauerte bis zum Dezember 2002. Er wurde vom Berufungsgericht nicht verurteilt, sondern für «unzurechnungsfähig» erklärt und in die Psychiatrie eingewiesen.

Den Menschen in Tschetschenien wird der Glauben an die Menschen genommen. W. Putin ist der Hauptschuldige, wie Anna Politkovskaja zu wiederholen nicht müde wird. Er hat zugelassen, daß in Tschetschenien nicht nur reguläre Truppen und Streitkräfte des Innenministeriums, sondern auch Geheimdienstleute tun können, was sie wollen. Er hat zugelassen, daß diese Truppen das Land ausbluten und dort schmutzige

### TSCHETSCHENIEN

**...das Geschehene genau festhalten:** Zu einer Publikation von *Anna Politkovskaja* – Folterungen in den Filtrationslagern – Der erste und zweite Tschetschenienkrieg – Die Politik von Präsident Wladimir Putin – Eine Augenzeugin und Berichterstatterin – Eine Zivilbevölkerung, die zwischen zwei Fronten zerrieben wird.

*Rupert Neudeck, Troisdorf*

### POLEN/DEUTSCHLAND

**Normalisierung, Lernprozeß, gegenseitige Bereicherung:** Deutschland und Polen im kulturellen Austausch mit dem Blick auf die EU – Zehn Jahre nach dem Vertrag über Nachbarschaft und Zusammenarbeit – Zusammenarbeit auf Regierungsebene – Unterschiedliche Akzente in der Realisierung des Kulturaustausches – Förderung der Kontakte zwischen den Eliten – Jugendaustauschprogramme und gegenseitige Bereicherung – Zusammenarbeit bei Kunstausstellungen und Kunstförderung – Verlagskooperationen und Schulbuchprojekte – Wachsende Präsenz Polens in Deutschland – Die ernüchternde Realität – Klage über wachsende Entfremdung – Bevölkerungsmehrheit ist nicht den Schritten der Eliten gefolgt – Bewußtmachung von kulturellen Unterschieden – Grenzüberschreitende Kommunikation und Multikulturalität – Orientierung für die nächsten Schritte. *Wolfgang Schlou, Bremen*

### ÖKUMENE/EUROPA

**Welche Tagesordnung für Europa?** Zur Rezeption der *Charta Oecumenica* – Zwei Jahre nach dem ökumenischen Treffen von Straßburg (2001) – Konsultationen zur Rezeption – Die Verbindlichkeit der Charta – Das Modell des *Covenant* als ökumenisches Paradigma. *Nikolaus Klein*

### JESUITEN/CHINA

**Die unglückliche Reise des Adriano de las Cortes SJ:** Wiederentdeckung eines Berichtes über das China des 17. Jahrhunderts – Eine Schiffsreise von den Philippinen nach Macao im Jahre 1625 – Schiffbruch und Strandung an der chinesischen Küste – Eine um Wahrheit bemühte Justizbehörde – Ein langwieriger Weg durch die Behörden – Ein spannender und genauer Bericht – Beobachtungen über Lebenswelt und soziale Lage der Bevölkerung – Ein wertvolles zeitgenössisches Dokument. *Jean-Pierre Voiret, Meinier/GE*

### EXEGESE

**Eine neue Lesebrille für das Alte Testament:** Intertextualität – Orientierungen für eine Lesart der Bibel in der Postmoderne (*Dritter Teil*) – *Georg Steins'* Entwurf in der Diskussion – Eine Synthese von diachronen und synchronen Methoden – Der unterdrückte Text als «impliziter Text» – Zwischen Verdrängung und Vergegenwärtigung – Intertextualität als ideologiekritisches Verfahren. *Klaus Nelißen, z.Z. Berkeley*

Geschäfte machen. Man kommt aus den Filtrationslagern heraus, wenn man zum Freikauf genügend Rubel oder Dollars zusammenbringt.

Als Schamil Bassajew mit seinen Guerilleros Anfang August 1999 Dagestan angriff, konnte er unter den Augen der Sowjetischen Kommandanten einen geordneten Rückzug machen. Als ob es vereinbart gewesen wäre, haben die russischen Truppen erst nach Bassajews Verschwinden alle Dörfer plattgemacht, durch die er gezogen war.

Immer wieder hat W. Putin den Silvestertag benutzt, um Repressionsmaßnahmen durchzuführen. Am 31. Dezember 1999 wurden alle Bewohner von Duba-Jurt vertrieben. «Selbst die Berge über Duba-Jurt», schreibt Anna Politkovskaja, «sehen gerupft aus, grindbedeckt wie rüdische Straßenköter. Und wie Kahlfraß darin die tiefen, bis auf die «Knochen», die mesozoischen Kreideskelette hinabreichenden Krater der Bombeneinschläge. Und ein wenig sind auch die ehemaligen Bewohner des Dorfes so: Eine verlorene Gemeinde, die nicht weiß, wie sie das wiederaufbauen soll...» Silvester 2002 hat Präsident W. Putin die Beobachtermission der OSCE für Tschetschenien des Landes verwiesen. In diesen Tagen fehlte ein Politiker in Europa, der W. Putin – wie einst Graf Talleyrand Napoleon Bonaparte, als dieser den Herzog von Enghien ermorden ließ – gesagt hätte: «Sire, ce n'était plus qu'un crime, c'était une faute!»

Von der Sympathie und der Solidarität zwischen Russen und Tschetschenen, die wir noch 1994 und 1995 erleben konnten, ist kaum mehr etwas zu finden. Ich hatte noch erlebt, daß für eine russische Soldatenmutter, die gekommen war, um ihren Sohn aus Grozny herauszuholen, in Vedeno Rubelscheine gesammelt wurden, weil sie nicht mehr das Geld für ihren Rückflug hatte. Die Menschen sind füreinander zu Wölfen geworden. «Unter dem unbarmherzigen Druck des Hungers und einer grassierenden Tuberkulose verlieren die Tschetschenen zunehmend die geistige Identität ihres Volkes.» Noch vor einem oder zwei Jahren sagten diese Menschen stolz: «Wir werden auch DAS überleben! Da könnt ihr Druck ausüben, soviel ihr wollt! Weil wir zusam-

<sup>1</sup> Anna Politkovskaja, Tschetschenien. Die Wahrheit über den Krieg. Aus dem Russischen von Hannelore Umbreit und Ulrike Zemme. Mit einem Vorwort von Dirk Sager. DuMont, Köln 2003, 336 Seiten, Euro 16,90; Anna Politkovskaja wurde 1958 geboren, begann ihre berufliche Tätigkeit als Reporterin für das Magazin der Fluggesellschaft Aeroflot, später schrieb sie für die liberale Wochenzeitung «Obschaja Gaseta», seit 1999 arbeitet sie bei der montags und donnerstags erscheinenden Zeitung «Nowaja Gaseta». Seit dem Beginn des zweiten Tschetschenienkrieges (1999) bereist sie regelmäßig das Kriegsgebiet. Bei der Geiselnahme von Zuschauern und Schauspielern des Musicals «Nordost» im Theater an der Melnikow-Straße (23. bis 26. Oktober 2002) durch ein tschetschenisches Kommando wurde sie von den Geiselnehmern gebeten, als Vermittlerin zwischen ihnen und der russischen Regierung zu verhandeln. (Vgl. Amnesty International, Hrsg., Rough Justice. The Law and Human Rights in the Russian Federation. London 2003, S. 48–55.) Anna Politkovskaja erhielt für ihre politischen Reportagen den zum ersten Mal am 5. Oktober 2003 in Berlin verliehenen «Lettre Ulysses Award for the Art of Reportage». (Vgl. A. Politkovskaja, Operation Schatol. Tschetschenien – von Schrecken und Schande eines Krieges, in: Lettre internationale Nr. 62 [Herbst 2003], S. 28–34.) Zum ersten und zweiten Tschetschenienkrieg vgl. Juan Goytisolo, Landschaften eines Krieges. Tschetschenien. Frankfurt/Main 1996; Human Rights Watch Report 12 (Februar 2000) 2: Russia/Chechny. Civilian Killings in Staropromyslorski District of Grozny; HRW Report 14 (Februar 2002) 2: Swept Under. Torture, Forced Disappearances, and Extrajudicial Killings During Sweep Operation in Chechnya; HRW Report 14 (April 2002) 3: Last Seen... Continued «Disappearances» in Chechnya; HRW Report 15 (Januar 2003) 1: Into Harm's Way. Forced return of Displaced People to Chechnya; Deutsche Kommission Justitia et Pax, Hrsg., Zatschistka – Säuberung. Verletzung der Menschenrechte und der Normen des humanitären Völkerrechts im bewaffneten Konflikt in Tschetschenien. (Dokumentation, 43.) Bonn 2001; Florian Hassel, Hrsg., Der Krieg im Schatten. Rußland und Tschetschenien. Frankfurt/M. 2003. – Aufschlußreich sind auch die Memoiren von Sergej Kowaljow, der von 1994 bis 1996 der Beauftragte für Menschenrechte bei Präsident Boris Jelzin war und einen entscheidenden Beitrag zur Beendigung des ersten Tschetschenienkrieges geleistet hatte. Vgl. Sergej Kowaljow, Der Flug des weißen Raben. Von Sibirien nach Tschetschenien. Eine Lebensreise. Berlin 1997; Ders., On the New Russia, in: New York Review of Books vom 18. April 1996; Ders., Russia After Chechnya, in: ebd. vom 17. Juli 1997; Ders., Putin's War, in: ebd. vom 10. Februar 2000; Ders., The Putin Put-On, in: ebd. vom 9. August 2001.

men sind, und zusammen sind wir stark.» Das ist 2001 vorbei. Anna Politkovskaja erlebt immer wieder, daß sie jemand am Arm faßt und ihr leise zuflüstert: «DAS halten wir nicht mehr aus. Wir sind Wölfe geworden. Auch füreinander.»

Die Menschen leiden an Dystrophie, an schleichendem Hunger. Wenn man immer hungrig ist, wird man nicht von selbst einfühlsam und barmherzig. Humanitäre Hilfe heißt zwischen der Kreisstadt Schali und dem Ort Tschiri-Jurt «G-4». Menschen prügeln einander gnadenlos, unter hysterischem Keifen und Fluchen, um die Eintragung «G-4» in die Dokumente der russischen Regierung als «Opfer der Anti-Terror-Operation» und als «obdachlos gewordenen Flüchtling im eigenen Land» zu erhalten.

Die Menschen haben jede Hoffnung verloren. Wenn jemand vorbeikommt – wie der Beauftragte des Europarates, Lord Judd, dann muß er genau wissen, was er in Moskau oder Straßburg berichtet, damit er ein weiteres Mal in Tschetschenien einreisen darf. Die Journalistin Anna Politkovskaja hat mit «Tschetschenien. Die Wahrheit über den Krieg» ein erschütterndes, einfühlsames und schreckliches Buch geschrieben, das ich nicht weglegen kann, ohne mir zu sagen, wir müssen in den nächsten Monaten nach Tschetschenien hineinkommen und dort wenigstens aus der Luft Nahrungsmittel abwerfen, wenn es nicht anders geht. A. Politkovskaja hat die an chronischem Hunger leidende, 51-jährige Chasimat getroffen, die ihr sagt: «Ich hoffe auf gar nichts. Wenn wir einen Tag überlebt haben, danke ich Allah! ...Es gibt nichts, keine Hilfe von nirgendwo her. Wir verrecken ganz langsam. Mein Ältester kann kaum noch gehen, weil er nichts zu essen kriegt. Meine Jüngste ist gestern ohnmächtig geworden vor Hunger. Und die Nachbarn hier im Lager tun so, als wüßten sie nicht warum. Obwohl sie Brot und Tee hatten, ich habe es genau gerochen... Die Menschen sind wie die Tiere geworden.»

Manchmal trifft A. Politkovskaja einen Offizier der Russischen Armee, der sich schämt, wie jenen Oberstleutnant S. Laritschew, den stellvertretenden Kommandeur des Truppenteils 69771, der es nicht aushielt, als er sich nach der Vernichtung von Duba-Jurt Auge in Auge einer vor Schmerz irrsinnigen Bevölkerung gegenüber sah. Da unternahm dieser Offizier der russischen Streitkräfte etwas Ungewöhnliches. Er untersuchte das, was da geschehen war, setzte ein «Protokoll der Inspizierung des Dorfes Duba-Jurt» auf. Darin heißt es: «Die zu den durch das Dorf ziehenden Kolonnen von Panzerwagen gehörenden Mannschaften plündern systematisch die Häuser der Zivilbevölkerung und setzen sie in Brand...» Das Dokument ist einzigartig, mit dem Stempel des Truppenteils 69771 versehen, aber es hat den Menschen nicht geholfen. Die Militärstaatsanwälte, die zur «Prüfung der dargelegten Fakten» nach Duba-Jurt kamen, verloren kein Wort über die Hauptsache: die Kompensation der Schäden, die die marodierende Armee angerichtet hatte. Kein Staatsanwalt forderte, die Marodeure vor Gericht zu stellen. Anna Politkovskaja kommentiert: «Denn die «russischen Helden» in Tschetschenien sind über jeden Verdacht erhaben.»

Anna Politkovskaja berichtet aus Towseni. Schamil Bassajew war mit seiner Rebellenbrigade kurze Zeit in dem Bergdorf Towseni. Alle Dorfbewohner hofften, er würde nun endlich festgenommen. Bassajew war erschöpft, auch die Kämpfer, man brauchte sie nur festnehmen. Doch die russischen Truppen, die vorher einen dichten Belagerungsring um die Siedlung gebildet hatten, wurden plötzlich abgezogen, und zwar genauso lange, wie Schamil Bassajew da war. Und der konnte unbehelligt aus dem Dorf abziehen. Doch danach kamen die russischen Soldaten aus den Bergen, verhafteten und drangsalierten die Dorfbewohner, die überhaupt nichts mit den Rebellenbanden zu tun hatten und zu tun haben wollten. Russische Truppen erfinden Gefechte, weil sie dann eine Gefechtszulage bekommen. Sie bekämpfen nicht «islamistische Terroristen», sondern die Zivilbevölkerung, die sie zu ihrem eigenen Profit aussaugen, so daß dieser außer Elend, Hunger, Verzweiflung nichts mehr zum Leben übrig bleibt. Sie müßte dafür geehrt werden, daß sie sich zum Weiterleben entscheidet. Man kann den Schmerz, den die Lektüre von Anna Politkovskajas Buch auslöst, kaum ertragen. *Rupert Neudeck, Troisdorf*

# Normalisierung, Lernprozeß, gegenseitige Bereicherung

Deutschland und Polen im kulturellen Austausch mit dem Blick auf die EU

Wenn wir den Aussagen der Resolution des Deutschen Bundestages vom 20. Juni 2001 bzw. dem Beschluß des Sejm der Republik Polen vom 22. Juni desselben Jahres trauen können, dann befinden sich die bilateralen Beziehungen zwischen beiden Ländern seit dem Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit vom 17. Juni 1991 besonders auf dem Gebiet der Kultur in einem überaus lobenswerten Zustand. In der Bundestagsresolution<sup>1</sup> wird vor allem darauf hingewiesen, daß mit dem Kulturabkommen der Deutsch-Polnischen Regierungskommission für regionale und grenznahe Zusammenarbeit und dem deutsch-polnischen Umweltrat ein wichtiger institutioneller Rahmen der Zusammenarbeit geschaffen worden ist. In diesem Kontext spielte die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit bei der Förderung kultureller und gesellschaftlicher Initiativen in den vergangenen zehn Jahren die sicherlich bedeutendste Rolle. Die Resolution enthält auch einen 15-Punkte-Forderungskatalog des Bundestages an die Bundesregierung, der durch seine zahlreichen kulturellen und soziokulturellen Bezüge überrascht. Der Jugendaustausch und die finanzielle Förderung des Deutsch-Polnischen Jugendwerkes müsse ausgebaut werden, den deutsch-polnischen Kulturbeziehungen sei weiterhin eine hohe Priorität beizumessen, die Europa-Universität Viadrina sei in ihrem Bestreben, die deutsch-polnische und europäische Ausrichtung im Lehr- und Forschungsbetrieb voranzutreiben, verstärkt zu unterstützen, die Vergabe von Stipendien sei zu fördern, «damit dem großen Interesse an der Sprache und Kultur des jeweils anderen besser Rechnung getragen werden kann», die Rückführung des kriegsbedingt verlagerten Kulturguts sei «im Einklang mit den in Europa praktizierten Standards» zu lösen.

Und die Rolle der bilateralen kulturellen Beziehungen im Beschluß des Sejm? Er unterscheidet sich von der Resolution des Bundestages in einer Reihe von historischen und soziokulturellen Akzentsetzungen. Besonders auffällig ist der Verweis auf die Normalisierung der gesellschaftlichen und psychomentalen Beziehungen zwischen beiden Völkern bereits in den siebziger und achtziger Jahren, als «dank der Solidarność-Bewegung bahnbrechende Veränderungen in Mittel-Osteuropa möglich (wurden)» und «das vereinte und demokratische Deutschland dem freien Polen eine umfassende Unterstützung bei seinen Bestrebungen in Richtung westeuropäischer und atlantischer Strukturen (gewährte)».<sup>2</sup> In den weiteren Ausführungen konzentriert sich der Sejm-Beschluß notwendigerweise auf die zu leistenden Bemühungen um den EU-Anschluß Polens, was dazu führt, daß die Erklärung zum zehnten Jahrestag des Vertrages von 1991 zu einem Bekenntnis zu Europa wird, in dem die bilateralen Beziehungen zwischen beiden Völkern eine neue Dimension erhalten. Entscheidende Faktoren auf diesem Weg sind die «Entwicklung gesellschaftlicher Kontakte, die Veränderung im Geschichtsbewußtsein der Polen und Deutschen, die Ablehnung von Vorurteilen und Stereotypen, die Förderung des Jugendaustauschs und des Polnischunterrichts an deutschen Schulen wie auch des Deutschunterrichts an polnischen Schulen.

## Unterschiedliche Akzente in der Realisierung

Der Erkenntnisgewinn aus der Lektüre beider Dokumente könnte im Hinblick auf die deutsch-polnischen kulturellen Beziehungen nach 1989 lauten: Die Bundesrepublik Deutschland hat in der Einlösung des Vertrags von 1991 eine stattliche Anzahl von Pro-

<sup>1</sup> «Deutsche und Polen in Europa. Eine gemeinsame Zukunft». Resolution des Deutschen Bundestages vom 20. Juni 2001, in: Dialog Nr. 57/2001, S. 39–41; dt. S. 36–38. «Niemcy i Polacy w Europie: wspólna przyszłość». Resolucja niemieckiego Bundestagu z dnia 20 czerwca 2001 roku, in: Dialog Nr. 57/2001, S. 39–41.

<sup>2</sup> Beschluß des Sejm der Republik Polen vom 21. Juni 2001 anläßlich des 10. Jahrestages des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages. In: Dialog Nr. 57/2001, S. 36.

jekten zur Förderung des kulturellen Austausches realisiert und ist auch nach dem Jahr 2001/2002 – trotz wachsender finanzieller Schwierigkeiten – bereit, den Dialog mit ihrem östlichen Nachbarn in der Weise zu fördern, daß ihre Verantwortung gegenüber historischer Schuld und ihre Bemühungen um partnerschaftliche Beziehungen eine europäisch ausgerichtete Dimension erhalten. Von diesem Ziel geht der Beschluß des Sejm insofern aus, als er die Frage nach der historischen Wiedergutmachung des Nachbarstaates zugunsten des Hinweises auf die bereits Ende der siebziger Jahre beginnende Normalisierung der Beziehungen zwischen Polen und Deutschland ausklammert und statt dessen auf die direkte Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland auf dem Wege in die Europäische Union setzt. Die dabei vorgetragenen Wünsche und Zielsetzungen (Verbesserung der gesellschaftlichen Kontakte, Veränderung des Geschichtsbewußtseins, Bekämpfung von Stereotypen Vorurteilen, Jugendaustausch, Förderung des Sprachunterrichts) betreffen eher wirtschaftliche, politische, allgemeine psychosoziale, wissenschaftspolitische wie auch didaktische Aspekte als spezielle kulturelle Förderungsmaßnahmen. Sicherlich wäre es irreführend, wenn man aus dieser Akzentsetzung den Schluß ziehen würde, daß die polnische Seite den kulturellen Faktor in dem Verständigungsprozeß zwischen beiden Gesellschaften vernachlässigen würde. Dennoch sollte an dieser Stelle auf eine spezifische polnische Akzentsetzung aufmerksam gemacht werden: auf die Verbesserung und die Förderung von gesellschaftlichen und sprachlichen Kontakten wie des psychomentalen «Klimas» zwischen beiden Nationen. Sie verleiten mich zu der Vermutung, daß die Bundesregierung in ihrem Kulturförderungsprogramm vor allem auf die Verständigungsprozesse zwischen den Eliten und der Jugend in beiden Staaten setzt, während die Republik Polen eher allgemeine kommunikative Prozesse fördern möchte, die das immer noch vage Ungleichgewicht von gegenseitiger Anerkennung in breiten Schichten der Bevölkerung mit Hilfe von bildungspolitischen und didaktischen Fördermaßnahmen ausbalancieren soll.

Wie schwierig der Nachweis für eine solche Hypothese ist, soll der Gegenstand der folgenden Ausführungen sein. Sie versuchen zunächst aus deutscher und polnischer Perspektive, den regen Austausch im Kulturbereich nicht nur in den Sektoren Literatur, Film, Musik, Kunst und Theater zu kommentieren, sondern auch Teilaspekte der wissenschaftlichen Forschung, der Publizistik, der Denkmalpflege wie auch der Alltagskultur (Städtepartnerschaften, Jugendwerk, Hilfsaktionen usw.) so zu vermitteln, daß der dritte Pfeiler des deutsch-polnischen Beziehungswerkes, die gegenseitige Bereicherung im Hinblick auf europäische und globale Wahrnehmungsraster, als deutliche Kontur entsteht. In einem zweiten Schritt wird eine Reihe von kommunikativen und psychomentalen Schwierigkeiten aufgezeigt, die die freundschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen auch im polnisch-deutschen Dialog begleiten. Sie verdeutlichen die Mühen in der Ebene, die auf den Höhen der diplomatischen Empfänge und im Rahmen von wissenschaftlichen Konferenzen mit und ohne Dolmetscher entweder verdrängt oder problematisiert und manchmal auch dramatisiert werden.

Als sich im Juni 1989 der Zerfall des kommunistischen Regimes in Polen mit der Wahl von *Tadeusz Mazowiecki* zum Ministerpräsidenten endgültig abzeichnete, hatte der gesellschaftliche Prozeß der Aussöhnung und Annäherung zwischen unseren beiden Nationen – über die Stacheldrahtzäune der DDR hinweg und hindurch – schon längst eingesetzt. Trotz zahlreicher Behinderungen durch die polnischen Behörden, trotz mancher allzu feigen Zugeständnisse unserer Politiker gegenüber den Drohungen aus der Kölner Botschaft der Volksrepublik Polen, wenn es z.B. um den Auftritt von mißliebigen Schriftstellern und Publizisten ging, hatte sich spätestens seit den spontanen und organisierten Hilfsaktionen bundesdeutscher Solidaritätskomitees

für die Solidarność-Bewegung ein kleines Netzwerk der Unterstützung der unabhängigen Gewerkschaft in Polen entwickelt. Dennoch war das vorläufige Resümee der Kulturbeziehungen am Ende der achtziger Jahre bedrückend. «Die Politisierung der polnischen Kultur wirkt heute wie ein Klotz am Bein auf dem Wege zur europäischen Öffnung»<sup>3</sup>, klagte der Publizist und renommierte Vermittler deutsch-polnischer Literatur Albrecht Lempp im Sommer 1989.

### Überblick über erste Ergebnisse

Wie einseitig dieses offensichtlich auf die Literatur bezogene Urteil war, verdeutlichte die Ausstellungstätigkeit polnischer und deutscher Künstler bereits im Jahr des politischen Umbruchs. In Düsseldorf, Wilhelmshaven, Frankfurt a.M. und in Hannover zeigte man in städtischen Museen umfangreiche Retrospektiven polnischer Kunst und Einzelausstellungen wie die von *Magdalena Abakanowicz*, *Stefan Fijałkowski* oder *Zygmunt Januszewski*. Das Museum für moderne Kunst in Łódź präsentierte sowohl die Werke von *Hans Arp* als auch die von *Günther Ücker*. Diesem Museum hatte *Joseph Beuys* im Jahr 1981 in einer – von den polnischen Behörden verheimlicht – Aktion, dem sog. «Polen-Transport»<sup>4</sup>, zahlreiche Werke geschenkt, die seitdem dort in einer Dauerausstellung zu sehen sind. Auch auf den sog. mittleren Kunstebenen regte es sich: In zahlreichen deutschen und polnischen Städten veranstalteten kleinere Galerien (die noch in staatlicher Hand oder bereits private Unternehmen waren) oft mit Hilfe von Städtepartnerschaften Ausstellungen regionaler Kunst. Im deutschen Fernsehen liefen die ersten Filme aus dem «Dekalog» von *Krzysztof Kiesłowski*, der in den folgenden Jahren bis 1994/95 mit einer Reihe von anderen Filmen auch ein breites deutsches Publikum erreichte.

Bereits im Jahr 1991 zeichnete sich auch in der Verlagspolitik eine Wende ab. In den eben privatisierten polnischen Verlagen tauchten zahlreiche Buchtitel auf, die bis 1989 noch unter das Zensurverbot fielen, bzw. aus politischen und ideologischen Erwägungen nicht den Lesern «zugemutet» werden durften. In den bundesdeutschen Verlagen erschienen nun verstärkt Titel, die sich der turbulenten deutsch-polnischen Geschichte annahmten: «Deutsche Publizistik als Faktor der deutsch-polnischen Beziehungen 1919–1939»; «Deutsche und Polen in der Revolution 1848/49», die Geschichtsabhandlung «Preußen-Deutschland-Polen» von *Klaus Zernack* wie auch die Ergebnisse der mühseligen Schulbuchgespräche «Deutschland-Polen-Europa». Nicht zu vergessen ist auch der «Deutsch-polnische Jugendreport», der die Ergebnisse von soziologischen Untersuchungen aus den achtziger Jahren publizierte, also auch ein Nachweis dafür war, daß Wissenschaftler aus beiden Ländern unter schwierigen institutionellen Bedingungen ein gemeinsames wissenschaftliches Feld bearbeiten konnten.<sup>5</sup> In diesem Jahr 1991 wurde der angesehene Goethe-Preis der Stadt Frankfurt der Lyrikerin und Essayistin *Wisława Szymborska* überreicht, die fünf Jahre später auch den Literatur-Nobelpreis erhielt. Ihr Übersetzer, *Karl Dedecius*, war schon in den siebziger Jahren der namhafteste Vermittler einer Nationalliteratur geworden, die am Ende der neunziger Jahre unter anderem durch die Publikationsreihe «Panorama der polnischen Literatur im 20. Jahrhundert»<sup>6</sup> im deutschsprachigen Raum ein hohes Ansehen erlangte. Es gebührt vor allem dem Herausgeber *Dedecius*, der einen mehr als 2000 Seiten umfas-

<sup>3</sup> Albrecht Lempp, *Öffnung und was nun?*, in: *Deutsch-polnische Ansichten zur Literatur und Kultur*. Jahrbuch 1989. Deutsches Polen-Institut, Darmstadt 1990, S. 13–26, hier S. 1.

<sup>4</sup> «Polen-Transport 1981». *Opere di Joseph Beuys dal Muzeum Sztuki di Lodz*. Milano 1993.

<sup>5</sup> Vgl. dazu: *Wolfgang Melzer u.a., Hrsg., Osteuropäische Jugend im Wandel. Ergebnisse vergleichender Jugendforschung in der Sowjetunion, Polen, Ungarn und der ehemaligen DDR*. Weinheim-München 1991.

<sup>6</sup> Die siebenbändige Darstellung der polnischen Literatur im 20. Jahrhundert umfaßt die Gattungen Prosa, Lyrik und Aphorismen sowie Kompendien zur Rezeption der polnischen Literatur in Deutschland und biobibliografische Angaben zu den Autoren. Sie ist im Zürcher Amann-Verlag erschienen.

senden Überblick über Prosa, Lyrik, Aphorismen und Biographien einer breiten literarischen Öffentlichkeit präsentiert, die sich nunmehr von der vielfältigen geistigen Dimension ihrer slawischen Nachbarn überzeugen kann.

Die Theaterbeziehungen zwischen beiden mitteleuropäischen Ländern entwickelten sich im Gegensatz zu den sechziger und siebziger Jahren seit Beginn des Umbruchs ungewöhnlich zögerlich. Während in den spannungsgeladenen Jahren der ideologischen Widersprüche und theatralischen Experimente namhafte polnische Regisseure wie *Konrad Swinarski*, *Erwin Axer* u.a. öfters auf bundesdeutschen Bühnen Regie führten, der große Krakauer Theatermacher *Tadeusz Kantor* mit seinem Ensemble «Cricot 2» zu Gastspielen auch in der BRD weilte, eine Reihe von polnischen Theatergruppen sich in Kiel, Berlin und im Ruhrgebiet angesiedelt hatten, alternative Theater wie «Teatr Osme-go Dnia» aus Posen und «Academia Ruchu» aus Warschau wegen ihrer Experimentierfreudigkeit und kämpferischen Ästhetik in den achtziger Jahren ihr begeistertest junges Publikum fanden, waren viele polnische Ensembles nach der politischen Wende mit der Suche nach neuen Themen beschäftigt. Ihre Gastspielreisen nach Westeuropa waren eher vom Zwang geprägt, die Budgets ihrer Gruppen aufzufrischen als von der Verkündigung innovativer Botschaften. Andererseits zeichnete sich seit 1993/94 auf polnischen Bühnen auch eine verstärkte Aufnahme von Theaterstücken aus Deutschland und Österreich ab. Renommierte Theaterregisseure wie *Jerzy Grzegorzewski*, *Krzysztof Lupu* und *Jerzy Jarocki*, die als Mittfünfziger damals zu den jungen «Wilden» gehörten, inszenierten Stücke von *Thomas Bernhard* («Kalkwerk», «Heldenplatz») und *Heinrich von Kleist* («Käthchen von Heilbronn») und dramatisierten Prosawerke wie «Kontrabaß» von *Patrick Süskind* wie auch den Klassiker «Woyzeck».

### Wachsende Präsenz Polens

In den Jahren 1993/94 kam es zu einer verstärkten Rezeption der polnischen bildenden und darstellenden Kunst. Die Berliner Ausstellung (Berliner Kunstverein) «Polnische Avantgarde 1930–1990» vermittelte einen eindrucksvollen Begriff von Avantgarde und junger postmoderner Ästhetik, die von den Werken der Konstruktivisten aus der Łództer Schule (*Henryk Stażewski*, *Władysław Strzemiński*, *Katarzyna Kobro*) bis zu *Miroslaw Balka*, *Marek Chlanda* und *Jacek Szewczyk* reichte. Die umfassende Kunstschau «Europa, Europa» in der Bonner Bundeskunsthalle zeigte – über die einst rigorosen ideologischen Abgrenzungen zwischen West- und Osteuropa hinweg – endlich auch den Anteil der polnischen Kunst an der modernen Kunst Europas. Obwohl sie die Werke von *Tadeusz Kantor*, *Władysław Hasior*, *Magdalena Abakanowicz* oder *Roman Opalka* nur im polnischen kulturellen Kontext zeigte, nicht aber deren europäische Traditionslinien verdeutlichte. Ein anderes Merkmal eingeschränkter Rezeption polnischer Kunst, bedingt durch die Gesetze des kapitalistischen Kunstmarktes, wurde an der geringer werdenden Zahl von größeren Einzelausstellungen in Deutschland sichtbar. Ähnlich wie bei der nach 1988 nach Westeuropa exportierten russischen Kunst, in der sich auch nur zwei oder drei Namen durchsetzten, kam es in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre zu einem Rückgang umfassender Ausstellungen mit polnischer Kunst. Ausnahmen bildeten z.B. die Werkschau von *Edward Dwurnik* (Stuttgart) sowie «Verteidigung der Moderne» (Würth) und «In Freiheit endlich» (Baden-Baden). Wie wichtig hingegen die emsige, aufopferungsvolle Arbeit kleinerer Galerien in der deutsch-polnischen Kunstvermittlung waren und teilweise noch sind, zeigen die Beispiele Galerie Klose (Cloppenburg), die Ausstellungstätigkeit von *Klaus Groh* (Edewecht), die Galerie in Hünfeld (*Jürgen Blum-Kwiatkowski*) wie auch die Ausstellungen von *Urszula Usakowska-Wolff* im süddeutschen Raum. Besonders der Künstler und Galerist *Kwiatkowski*, der in den sechziger und siebziger Jahren die halb-private Galerie «El» in Elbląg/Elbing zu einer Begegnungsstätte experimenteller Kunst ausgebaut hatte, gehörte in den vergangenen 15 Jahren zu

den großen Persönlichkeiten, die dem deutsch-polnischen Kunstbetrieb enorme Impulse gegeben haben. Ihre Träger haben nicht nur dem aktuellen Kunstbetrieb wesentliche Anstöße erteilt, sie sind auch im Bereich der künstlerischen und dokumentarischen Erinnerungsarbeit die Vorreiter von Entwicklungen gewesen, die sich erst in den neunziger Jahren durchsetzen konnten. Dazu gehört z.B. die Photographie-Ausstellung «Atlantyda Póńocy. Dawne Prusy Wschodnie w fotografii» in Allenstein, die die Geschichte Ostpreußens in Bild und Wort dokumentierte. Die Initiative ging vom Kulturverein «Borussia» aus, in dem der Schriftsteller *Kazimierz Brakoniecki* und der Publizist *Robert Traba* seit über zehn Jahren eine umfassende kulturgeschichtliche Aufarbeitung eines ehemaligen deutschen Landstrichs betreiben. Sie widmen sich einer regionalen und transnationalen historischen Aufklärungsarbeit, wie sie in der Republik Polen seit 1989 auch in anderen Teilen des Landes mit den Litauern, Ukrainern, Juden, Roma und Sinti wie auch mit den deutschstämmigen Schlesiern betrieben wird. Unter den zahlreichen Monats- und Halbjahreszeitschriften haben vor allem «Krasnoruda» (herausgegeben im nordostpolnischen Seyny), «Lithuania», «Aušra», «Midrasz» und «Słask» ein unverwechselbares Profil entwickelt.

### Die ernüchternde Realität...

Angesichts der zahlreichen kulturellen Initiativen, der regen Tätigkeit der seit 1989 entstandenen deutsch-polnischen Gesellschaften in Polen und in der Bundesrepublik wie auch der in den Grenzgebieten von Oder und Neiße sich entfaltenden Zusammenarbeit zwischen polnischen und deutschen Institutionen erwies sich die Zwischenbilanz der deutsch-polnischen Beziehungen, die *Martin Krzoska*, Mitarbeiter am Deutschen Polen-Institut in Darmstadt, für das Jahr 1996/97, gezogen hatte, ernüchternd und überraschend enttäuschend zugleich. Sie ist aus der Perspektive eines lange Zeit in Deutschland lebenden Polen geschrieben. Sie beginnt mit einem Zitat: «Ein Pole, der eine Kulturreise durch Deutschland macht, wird aller Wahrscheinlichkeit nach den Eindruck gewinnen, er befährt ein Meer voller Gleichgültigkeit, in dem er auf wohlgesonnene Inseln und Archipele stößt. In dem Augenblick, in dem Polen aufhörte, Ort spektakulärer ... historischer Ereignisse zu sein, ist mangelndes Interesse gegenüber den Polen vorherrschend. Trotz zahlreicher bewährter Freunde und trotz direkter Nachbarschaft ist Polen für breitere Kreise eher ein fernes und exotisches Land.»<sup>7</sup>

Es stammt von *Krzysztof Wójcicki*, einem renommierten Historiker und heutigen Direktor des Polnischen Kulturinstituts in Leipzig. Im gleichen Jahr spricht Wójcicki von einer verzerrten Darstellung Polens in den bundesdeutschen Medien. Sie vermittelten exotische Reiseberichte und stereotype Einstellungen zur «polnischen Wirtschaft», aber nichts über die wirtschaftlichen Wandlungen in Polen, vielmehr beherrsche ein bestimmtes Negativ-Image weiterhin das «Bild» von Polen.

In diesen beiden Jahren, d.h. 1996/97, kam es zu weiteren bedeutenden Kunst-Ausstellungen und Kulturfestivals, auf denen sich wechselseitig beide Länder präsentierten. Zu nennen sind die Retrospektive der Werke von Tadeusz Kantor in der Kunsthalle Nürnberg und der Polen-Transport von Josef Beuys (1981) in der Warschauer «Zachęta», die Ausstellung «Fluxus in Deutschland», organisiert vom Goethe-Institut in Warschau, wie auch die Tage der deutschen Kultur in Kielce und natürlich die Eröffnung der Villa Decius in Krakau, die seit über sechs Jahren deutsch-polnische und europäische literarische Begegnungen durchführt. Offensichtlich intensivierten sich Mitte der neunziger Jahre die

<sup>7</sup> Markus Krzoska, Noch unfertig sind der Geschichte Werke. Versuch einer Zwischenbilanz des deutsch-polnischen Verhältnisses, in: Ansichten. Jahrbuch des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt Nr. 8 (1996/97). Wiesbaden 1997, S. 13–20, unter Verweis auf *Krzysztof Wójcicki*, Zur Besonderheit der deutsch-polnischen Beziehungen, in: Aus Politik und Zeitgeschehen 28 (1996), S. 14–20, dort S. 15.

## Burg Rothenfels 2003

**Zwischen Skepsis und Metaphysik** – Übungen einer Philosophie der Wirklichkeitssuche mit **Prof. Dr. Peter Strasser** (Graz)  
Vom 7.–9. November 2003

**Sollte die Bibel nicht doch im Wachsten begriffen sein?** – Vom mystischen Sinn der Heiligen Schrift mit **Prof. Dr. Gotfried Bachl, Dr. Gotthard Fuchs, Prof. Dr. Klaus Scholtissek, Prof. Dr. Ludger Schwienhorst-Schönberger, Prof. Dr. Georg Steins, Dr. Dominik Terstiep**

Vom 28. – 30. September 2003

**Buch und der Gottestanz** – ein besonderes Adventwochenende im Wechsel von Musik und Theologie mit **Prof. Dr. Ernstpeter Maurer** (Dortmund)

Vom 5. – 7. Dezember 2003

**Anmeldung und Information: Burg Rothenfels, 97851 Röthenfels**  
**Tel.: 09393-99999, Fax: 99997, Internet: www.burg-rothenfels.de**  
**E-Mail: anmeldung@burg-rothenfels.de**

künstlerischen und kulturellen Beziehungen, nicht zuletzt stimuliert durch die Tätigkeit der neu gegründeten polnischen Kulturinstitute in Leipzig und Düsseldorf wie auch durch die Goethe-Institute in Warschau und Krakau, wobei die zuletzt genannten auch im Bereich der Lehrerbildung wirken. Dennoch zeichneten sich bestimmte Bremseffekte ab, die weniger auf die nachlassende Bereitwilligkeit z.B. deutscher Institutionen zurückzuführen waren, sondern auf sog. Marktregulierungsprozesse. Im Bereich der bildenden Kunst kam *Jürgen Weichardt* im Jahresbericht 1996/97 zu dem Schluß: «Die Rezeption speziell der polnischen Kunst hat in der westlichen, besonders in der deutschen Öffentlichkeit viel von ihrer Eigenheit verloren. Der Markt reguliert die Rezeption in einer rationalen Weise, in der wenig Platz ist für die historischen Traumata und eine daraus resultierende Bereitschaft, sich intensiv mit polnischer Kunst und Kultur auseinanderzusetzen.»<sup>8</sup>

Kann man hier bereits die Vermutung äußern, daß es in den deutsch-polnischen Kulturbeziehungen zu bestimmten Ausdifferenzierungen kam? Zeichneten sich nicht verstärkt mehrere Entwicklungslinien ab: der Pfad der marktwirtschaftlichen Normalität mit all seinen Modetrends und Innovationszwängen, der Pfad der Erinnerungskultur, auf dem Traditionspflege (Architektur, serielle Musik, Höhenkamm-Literatur usw.) betrieben wird, der publizistische Pfad, auf dem deutsch-polnische Zeitschriften ein Spiegelbild der gesellschaftlichen und kulturellen Vielfaltigkeit sind (Polen und wir, Transodra, Zblizenia. Dialog, Adalbertus-Forum, Bez granic), der Pfad, auf dem der oft spontane Austausch der sog. Event-Kultur meist unterhalb von staatlicher Förderung abläuft, der seit mehr als sechs Jahren benutzte Pfad des Jugendkultur-Kulturaustausches. Sind solche Pfadbildungen nicht markante Hinweise auf gesellschaftlich organisierte Kulturprozesse, in denen sich das gegenseitige lebhaftes Interesse an dem jeweils anderen widerspiegelt?

Solche Widerspiegelungsprozesse offenbaren (oder verbergen) auch Illusionen und Träume, die bei nüchterner Betrachtung zerplatzen können. Die kritische Bilanz der Beziehungen aus der Sicht der Jahre 1998 und 1999 stimmt wiederum nachdenklich. Sie stammt von angesehenen deutschen und polnischen Publizisten und Wissenschaftlern. *Klaus Bednarz* beklagt große Defizite bei der Anerkennung von polnischen Hochschulzeugnissen in der Bundesrepublik, bemängelt das nachlassende Interesse der Politik an Polen und verweist auf die fehlenden deutschen Partnerschulen in Polen. Viel schärfer ist *Janusz Reiter*, langjähriger Botschafter in der Bundesrepublik Deutschland, in seinem Urteil. Er behauptet, daß die Gesellschaft den Eliten in deren Annäherungsprozeß nicht gefolgt sei. Denn emotional, geistig sei diese Entwicklung in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht nicht vollzogen worden. Die Schere zwischen dem Faktischen

<sup>8</sup> Jürgen Weichardt, Zur Ambivalenz des Naturbegriffs in der zeitgenössischen polnischen Kunst, in: Ansichten (vgl. Anm. 7), S. 227–235, hier S. 232.

und dem Emotionalen werde größer. Und Dieter Bingen, Direktor des Deutschen Polen-Instituts, warnt ein Jahr später vor dem Rückfall in alte Vorurteile: «Neue negative Stereotype haben teilweise die alten negativen Stereotype ersetzt – und das beileibe nicht nur in ungebildeten Kreisen des deutschen Volkes.»<sup>9</sup> Verbündet sich möglicherweise in dem befreienden Gelächter über die genüßlich vorgetragenen Polen-Witze und Kalauer eines beliebten deutschen Show-Masters (Muster: Kaum gestohlen schon in Polen) der «gesunde» rechtspopulistische Volksgeist mit diffusen Abgrenzungswünschen, in denen der Osten Europas weiterhin an der Oder beginnt und sich dahinter die skythisch-tatarische Steppe ausbreitet?<sup>10</sup> Wie wir alle wissen, erweisen sich solche psychomentalen Verdrängungsprozesse als weitaus komplizierter und komplexer. Und dennoch: Ist nicht angesichts der tadellos nach dem Prinzip der *political correctness* ablaufenden Austauschkultur zwischen den Eliten in unseren beiden Ländern und der augenscheinlich weiterhin vorhandenen Gleichgültigkeit gegenüber dem polnischen Nachbarn nach einem anderen komplexeren Kulturmodell zu fragen, in dem auch die kommunikativen Störfelder in den interkulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen besichtigt werden können?

### Bewußtmachung von kulturellen Unterschieden

Eine der schwierigsten Aufgaben in einer erfolversprechenden Beziehung zwischen Polen und Deutschen besteht im Erlernen einer interkulturellen Kompetenz, die die Werte, Normen, Grundhaltungen und Grundeinstellungen der anderen nicht nur akzeptiert, sondern die kulturellen Unterschiede bewußtmacht, um sie für die Problembewältigung effektiv einzusetzen.<sup>11</sup> Wie komplex solche Abläufe in der kommunikativen Begegnung sind, zeichnet sich in der verstärkten Universalisierung von kulturellen Werten ab, die die eben eingeleitete, in vieler Hinsicht fruchtbare Wechselbeziehung von eigener und fremder Kultur mit einer zusätzlichen Komponente versieht. Ich möchte sie in einer These erläutern:

Ungeachtet der – aus der Höhenkamm-Perspektive erkennbaren – Erfolgsbilanz gibt es unterhalb der diplomatischen und politischen Beziehungsebenen auf der alltagskulturellen kommunikativen Ebene einige Störfelder. Sie werden verursacht durch:

- ▷ Unterschiedliche Wahrnehmung des jeweiligen Nachbarn.
- ▷ Kommunikative Schwierigkeiten in der alltäglichen Begegnung zwischen polnisch und deutsch sprechenden Menschen.
- ▷ Einen kulturellen Überlagerungsprozeß, der den eben eingeleiteten nachbarschaftlichen Austausch nationaler und regionaler kultureller Werte einer Um- und Neubewertung der anzueignenden Nachbarschaftskultur unterzieht.

Dieser Prozeß gewinnt auf Grund der Universalisierung von Erscheinungsformen und Werten eine zusätzliche Komponente. Er erfaßt, vor allem durch westliche Medienagenturen vorangetrieben, beinahe alle Bereiche des Kulturbetriebs. Er fördert und treibt damit eine Konsumtionskultur voran, in der die überlieferten nationalen und regionalen Werte umfunktionalisiert werden. Die Umfunktionalisierung durchdringt im Medium einer Popularkultur viele Bereiche des Alltags und natürlich auch der beruflichen Welt. Mit zweierlei, in sich widersprüchlichen Folgen: einerseits erleichtert die visuelle Symbolik dieser Kultur (global wirksame Ikonen, Werbesprache, Video-Clips) den Kommunikationsprozeß vor allem zwischen jungen Deutschen und Polen,

<sup>9</sup> Dieter Bingen. Nur der Wandel ist beständig. Das Deutsche Polen-Institut vor neuen Herausforderungen und Chancen, in: Ansichten (vgl. Anm. 7), Nr. 10 (1999), Wiesbaden 1999, S. 13–27, dort S. 17.

<sup>10</sup> Vgl. dazu die kultursoziologischen Reflexionen von Zdzisław Krasnodębski. Niemcy. Zerwanie i ciągłość, in: Przegląd polityczny 49/2001, dort S. 10: «Unter Verweis auf Stöltzing. The East of Europe: A Historical Construction, in: R. Breckner u.a. Biographies and the Division of Europe. Opladen 2000. «Ow «Wschód», zaczynając się za wschodnią granicą Niemiec jest rozumiany jako miejsce chaosu i niższej kultury.»

<sup>11</sup> Vgl. Olga Rösch, Hrsg., Untersuchungen zur interkulturellen Kommunikation mit polnischen Partnern in Wirtschaft und Wissenschaft. Berlin 1999.

andererseits führt er aber auch zur Verfremdung von vertrauten Erfahrungen in der jeweiligen Kultur. An dieser Stelle ist zu fragen, ob eine sog. «dritte Kultur»<sup>12</sup>, wie sie die polnische Soziologin Beata Ociepka vorgeschlagen hat, die gutnachbarliche Verständigung mittels Medien und direktem Kontakt besser gewährleisten kann.

### Grenzüberschreitende Kommunikation und Multikulturalität

Beata Ociepka begründet die Entstehung der interkulturellen Störfelder zwischen unseren beiden Völkern wie folgt: «Polen und Deutsche gehören zu demselben Kulturkreis der westlichen Zivilisation. Die Barrieren, welche in dem Kommunikationsprozeß entstehen, verdeutlichen jedoch, daß die Kennzeichen, die den Dialog so differenziert und mühselig machen, tief in der Kultur der beiden Partner verwurzelt sind. Diese Erscheinungen zeichnen sich besonders scharf in der Grenzregion ab. Die Grenze, die 1945 entstand, ist ein junges Geschöpf. Auf beiden Seiten kam es jedoch nicht zur Entstehung von Merkmalen, die für multikulturelle Grenzregionen typisch sind (Elsaß, Ostbelgien). Es kam nicht zur Entstehung einer Zweisprachigkeit, und auch der Prozeß der Mischung der Familien ist nicht weit vorangekommen. Diese Grenze funktionierte bis vor kurzem als unüberschreitbare Barriere und nicht als verbindendes Element, obwohl die benachbarten Staaten zu demselben politischen Block gehörten. Politisch deklarierte Freundschaft bedeutete nicht die Durchbrechung der Barrieren der Abneigung. Die Grenze besaß auch weiterhin ihre politische und rechtliche Dimension.»<sup>13</sup>

Wie aber müßte ein praktikables Modell der Zusammenarbeit zwischen beiden Gesellschaften angesichts der offenbar reibungslos funktionierenden Kommunikation zwischen unseren kulturellen und politischen Eliten aussehen? Welche Aspekte sollten dabei in die engere Wahl kommen? Welche Ziele sind in einem Modell anzustreben, das nicht nur nach einer idealtypischen Harmonie strebt, sondern die notwendigen Spannungen enthält, die die jeweiligen regionalen Eigenarten in einer anzustrebenden europäischen Kulturlandschaft bewahrt?

Für die nächsten Schritte im kulturellen Austausch gilt es, folgende vier an sich plausible Aspekte zu berücksichtigen:

- ▷ Die (noch) fehlenden Erfahrungen mit multikulturellen Kommunikationsweisen.
- ▷ Die unterschiedliche Bereitschaft, sich der jeweils anderen Sprache in unterschiedlichen kommunikativen Situationen zu bedienen.
- ▷ Die Auslotung von Differenzen und pluralistischen Einstellungen in bereits erprobten Feldern der grenznahen Zusammenarbeit, in der das Fremde im Eigenen und das Eigenständige im Fremden wahrgenommen werden sollte.

▷ Im Zuge der Aufnahme der Republik Polen in die EU ist ein Modell der Zusammenarbeit zu entwerfen, in dem der Konsens über gemeinsame Vorstellungen und Werte auf nationaler und regionaler Ebene mit der Universalisierung ein spannungsgeladenes Verhältnis eingeht, um die Ordnung der Differenzen in einer fragmentierten Welt aufrechtzuerhalten. Das Ergebnis solcher Bemühungen sollte ein europäischer Mehrwert werden.

Während die ersten beiden Aspekte der Gegenstand langwieriger Lernprozesse sein werden, wird in den Punkten 3 und 4 ein Zukunftsmodell entworfen, dessen Themen und Inhalte in den vergangenen 13 Jahren nicht nur bearbeitet worden sind, sondern auch auf lange Traditionszusammenhänge zwischen unseren beiden Ländern zurückgreifen können. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel ist die Zusammenarbeit der Denkmalpfleger, die vor allem nach 1970 gegen den ideologischen Schwindel und gegen die politischen Strategien bei der Restaurierung von Gebäuden und Denkmälern in beiden Ländern den Versuch unternahmen, ein gemeinsames Kulturerbe wiederherzustellen, das

<sup>12</sup> Außerdem Beata Ociepka. Polen–Deutschland. Dialog zwischen den Kulturen., in: Deutschland Archiv 32, (1999) Nr. 6, S. 976–982.

<sup>13</sup> Beata Ociepka. Ponadgraniczne komunikowanie, in: Europa regionum, Bd. IV, Szczecin 1999, S. 51–70.

bis 1989 im Dienste manifester Interessen (Staatsideologien, politische Ziele der Vertriebenenverbände usw.) gestanden hat. Der Text-Bild-Band «Wspólne dziedzictwo – Gemeinsames Kulturerbe», herausgegeben von deutschen und polnischen Denkmalpflegern<sup>14</sup>, verweist auf einen historischen Prozeß, in dem das Bewußtsein der künstlerischen und kulturellen Zusammengehörigkeit im alten Europa in den vergangenen dreißig Jahren

<sup>14</sup> Arbeitskreis deutscher und polnischer Kunsthistoriker «Das gemeinsame Kulturerbe», Hrsg., Das gemeinsame Kulturerbe. Die deutsch-polnische Zusammenarbeit in der Denkmalpflege 1970–2000. Warschau 2001. (Deutsch-polnische Edition).

## Welche Tagesordnung für Europa?

Zur Rezeption der *Charta Oecumenica*

Am 22. April 2001 wurde zum Abschluß der Europäischen Ökumenischen Begegnung in Straßburg (17. bis 22. April 2001) die *Charta Oecumenica* von Metropolit Jérémie Caligiorgis im Namen der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und von Kardinal Miloslav Vlk im Namen des Rats der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) unterzeichnet.<sup>1</sup> In den darauffolgenden zwei Jahren ist es in den einzelnen europäischen Kirchen und nationalen wie lokalen Arbeitsgemeinschaften der Kirchen zu einer breiten und vielfältigen Rezeption der *Charta Oecumenica* gekommen. Zu Beginn des Jahres 2002 formulierte der für die *Charta Oecumenica* verantwortliche gemeinsame Ausschuß (*Joint Commission*) von KEK und CCEE auf seinem Treffen in Ottmaring (24. bis 27. Januar 2002) eine erste Zwischenbilanz: «Die Charta ermöglicht, eine ganze Reihe von konkreten Fragen zu behandeln und dafür zu sorgen, dass in jedem Land die Verantwortung für ganz Europa und die Ökumene wächst; die Charta ist in mehreren Ländern «ökumenisch» aufgenommen und von den ökumenischen Kirchenräten berücksichtigt worden: der dem Islam gewidmete Teil ist von besonderer Aktualität; für die orthodoxen Kirchen ist der Prozess besonders langwierig, doch dies hat mehr mit der allgemeinen Situation als mit einer gewollten Opposition zu tun; in einigen Ländern bilden sich Foren oder Arbeitsgruppen, die dazu bestimmt sind, die verschiedenen Punkte der Charta zu konkretisieren.»

Vom 7. bis 10. September 2002 führten KEK und CCEE in Ottmaring eine gemeinsame Konsultation über «Ökumenismus in Europa und die Charta Oecumenica» durch, auf der 50 Delegierte aus 26 Ländern die bisherige Aufnahme der *Charta Oecumenica* und die mit ihrer Hilfe begonnene Arbeit debattierten. Am Ende der Beratungen verfaßten die Teilnehmer einen «Brief aus Ottmaring»<sup>2</sup>, in dem sie die Kirchen und Christen Europas daran erinnerten, daß die Kirchen Europas mit der *Charta Oecumenica* ausdrücklich die Verpflichtung eingegangen sind, gemeinsam zu handeln, zu beten und den Dialog miteinander fortzusetzen, um so am Aufbau eines gerechteren Europas, an der Versöhnung unter den Völkern und Kulturen und am interreligiösen Dialog mitzuarbeiten. Die Teilnehmer in Ottmaring bezeichneten als für ihre Kirchen besonders wichtige Themen: «Wir erkennen die weitgehende Übereinstimmung unter den Kirchen bezüglich der Wichtigkeit von einigen Schlüsselthemen:

<sup>1</sup> Nikolaus Klein, Straßburg – «Anfang eines Anfangs»? in: Orientierung 65 (2001) S. 121–123; Reinhard Frieling, *Charta Oecumenica*. Eine Einführung in ihre Intentionen und die Hintergründe ihrer Entstehung, in: Materialdienst des konfessionskundlichen Instituts 52 (2001), S. 54f.; Wolfgang W. Müller, Die *Charta Oecumenica* als Chance für die Christen und Christinnen in Europa? In: *Catholica* 57 (2003), S. 1–12; Grigorios Larentzakis, Europa ein menschliches Gesicht geben, in: *Ökumenische Rundschau* 52 (2003), S. 58–68; Peter Lodberg, Die *Charta Oecumenica* als Problem der Rechtstheologie und Kirchenverfassung – eine dänische Perspektive, in: *ZevKR* 47 (2002), S. 197–203.

<sup>2</sup> Ökumenische Konsultation über die *Charta Oecumenica*, Brief aus Ottmaring. Presseamt der KEK, Genf 2002.

gegen die Engstirnigkeit von Politikern mühselig wiederhergestellt worden ist. Es wird von dem Gedanken einer Multikulturalität getragen, in dem das gemeinsame Kulturerbe von Deutschland und Polen zu einem Bestandteil europäischer Politik wird. Gleichsam im Vorgriff auf die Zugehörigkeit zur EU hat die Republik Polen im Jahre 1997 auf der Europäischen Kulturministerkonferenz den Antrag auf Bildung einer Expertengruppe beim Europarat gestellt, die die Grundsätze europäischer Politik zum Schutz von Kulturgütern erarbeiten soll. Bedarf es eines eindrucksvolleren Beweises, daß eine gegenseitige kulturelle Bereicherung zweier Völker nur im europäischen Kontext möglich sein wird?

Wolfgang Schlott, Bremen

besonders von Armut und sozialer Ausgrenzung in Europa, den Folgen von Migration und Flüchtlingspolitik, der Umwelt und Bewahrung der Schöpfung – ohne dass wir uns einer bestimmten politischen Agenda verschreiben. Wir drängen die Kirchen, die *Charta* als Basis für einen fortdauernden und weitreichenden theologischen Dialog zu nutzen, insbesondere über das Wesen und die Sendung der Kirchen und das Sakrament der Eucharistie. Wir fragen, wie stark sind die Bande der Gemeinschaft der Kirchen innerhalb und jenseits Europas und wie sollten sie sich auswirken auf die Krisengebiete Europas, des Nahen Ostens und anderswo?» Neben diesen Themen einer sozialen, politischen und ökumenischen Agenda ermutigten die Verfasser des «Briefes aus Ottmaring» ausdrücklich ihre Kirchen, den Dialog mit Vertretern und Vertreterinnen von Judentum und Islam trotz bewußter gewordener Schwierigkeiten zu verstärken.

Neben dieser Rezeption durch Kirchenbasis und Kirchenleitung ist die *Charta Oecumenica* in vielen Ländern von nationalen und lokalen Kirchenvertretern noch einmal in einem feierlichen Akt unterzeichnet worden, um auf diese Weise ihre Bedeutung und ihren verbindlichen Charakter vor der Öffentlichkeit zu dokumentieren. So haben während des ersten *Ökumenischen Kirchentages* in Berlin am 30. Mai 2003 sechzehn in Deutschland tätige Kirchen durch ihre hochrangigen Vertreter die *Charta Oecumenica* mit ihren Unterschriften noch einmal feierlich bestätigt. Daneben begleiten KEK und CCEE im Rahmen der zuständigen *Joint Commission* und mit ihren Fachausschüssen den Rezeptionsprozeß der *Charta Oecumenica*. Dazu gehört auch eine anfangs September 2003 von den Sekretariaten der KEK und des CCEE veröffentlichte Broschüre. Darin werden der Text und die Entstehungsgeschichte der *Charta* dokumentiert, ein theologischer Kurzkommentar zu jedem der drei Hauptteile der *Charta* vorlegt und die Schwerpunkte bisheriger Rezeption beschrieben.<sup>3</sup> Diese Publikation erweist sich in ihrem Anspruch wie in ihren Inhalten einmal als ein Grundlagentext wie dann auch als eine methodische Vorgabe für einen weitergehenden Prozeß. Damit spiegelt sie wieder, was mit dem Ausdruck «Charta» im Titel *Charta Oecumenica* gemeint sein könnte. Der Begriff «Charta» stammt aus dem profanen Bereich und bezeichnet dort eine Grundsatzklärung oder eine grundsätzliche Übereinkunft, die von einer Beschreibung einer vorliegenden Problemlage völkerrechtlicher oder politischer Gegebenheiten ausgeht und einvernehmlich festgelegte Grundoptionen und Verfahrensweisen (z.B. grundlegende Rechte und rechtsförmige Verfahren) festlegt, mit denen die vorliegenden Probleme bearbeitet werden sollen. Eine Charta formuliert demnach Grundsätze, die aus sich selbst heraus anerkannt sind, und legt Verfahrensweisen zum Er-

<sup>3</sup> Viorel Ionita, Sarah Numico, Hrsg., *Charta Oecumenica*. Ein Text, ein Prozess und eine Vision der Kirchen in Europa. Genf und St.Gallen 2003, erhältlich bei: Sekretariat der KEK; 150 Route de Ferny, PO Box 2100, CH-1211 Geneva 23, und: Sekretariat des CCEE, Gallusstr. 24, CH-9000 St.Gallen.

reichen bestimmter Ziele fest, welche solange gültig bleiben, bis sie durch bessere abgelöst werden können. Dies bedeutet nicht eine verminderte Verpflichtung, sondern ihre Verbindlichkeit ergibt sich aus dem Zusammenhang von anerkannten Grundsätzen, den akzeptierten Verfahrensweisen und der Erkenntnis, daß diese die bisher angemessenen Instrumente sind, das angestrebte Ziel zu erreichen.

Demnach erschließt sich die Verbindlichkeit der *Charta Oecumenica* erst in der kirchlichen Rezeption, d.h. sie hängt davon ab, wie weit die *Charta* von den Kirchenleitungen sich zu eigen gemacht und von den Gläubigen akzeptiert und realisiert wird. Gerhard Voss hat darauf aufmerksam gemacht<sup>4</sup>, daß die in der *Charta* formulierten Verpflichtungen auf dem Hintergrund des auf der sechsten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Vancouver (1983) eingeführten Topos des «konziliaren Prozesses» zu verstehen sind. Denn in den dort verabschiedeten Empfehlungen für einen konziliaren Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung wird formuliert: «Die Kirchen sollten ... in einem konziliaren Prozeß zu einem Bund zusammenfinden... Wir sollten uns eindeutig zu diesem Bund für Gerechtigkeit und Frieden verpflichten.» Ausdrücklich wird hier die Verpflichtung zu Gerechtigkeit, Frieden und Respekt vor der Schöpfung mit der Erinnerung an die biblische Erzählung vom Bunde Gottes mit Noach (Gen 9,13) und seinen Nachkommen verbunden. Darüberhinaus erinnert der Ausdruck «Bund» in seinem englischen Pendant «*Covenant*» an die puritanische Tradition Neu-Englands, in der mit dem theologischen Ausdruck *Covenant* auch immer eine gesellschaftliche und politische Dimension mitgemeint war. Die in der *Charta Oecumenica* nach jedem Absatz wiederholte Formulierung «wir verpflichten uns», die eine konkrete Selbstverpflichtung einleitet, weist demnach die Kirchen formell wie inhaltlich auf die gesellschaftlich-politischen Problem- und Konfliktfelder hin, in denen sich die Kirchen zu bewähren haben. Dies bedeutet nicht nur, daß die Kirchen einen Beitrag zu deren Lösung zu leisten haben, sondern daß ihre Glaubwürdigkeit im gleichen Maße davon abhängt, wie sie sich in ihnen verhalten und welche Lösungsbeiträge sie zu leisten bereit sind.

<sup>4</sup> Gerhard Voss, Kommentierende Anmerkungen zur *Charta Oecumenica* der Kirchen in Europa, in: *Una Sancta* 56 (2001) 3, S. 186–207, bes. 199f.

Der Gedanke des *Covenant* schließt noch ein zweites Moment in sich. Denn jeder Bundeschluß ist ein zweiseitiger Vorgang. Er wird von jedem Teilnehmer aktiv vollzogen (insofern jemand in ein Bündnis eintritt), wie er gleichzeitig aber erst zustande kommen kann, wenn der Bundespartner von den andern akzeptiert wird. Unter diesen Voraussetzungen ergibt sich zwanglos, daß keine der Kirchen in ihrer konfessionellen Verfaßtheit die eine wahre Kirche Jesu Christi ist. Vielmehr hat sie nur dann Anteil an der Kirche Jesu Christi, wenn sie in ökumenischer Gemeinschaft mit den andern Kirchen betet, verkündigt und handelt. Dieser Konsequenz entsprechen die Feststellungen und Verpflichtungen, die im zweiten Teil der *Charta Oecumenica* über den gemeinsamen Weg zur sichtbaren Gemeinschaft der Kirchen in Europa enthalten sind.

Lukas Vischer hatte zur Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz (1997) kritisch festgestellt<sup>5</sup>, sie sei der Frage ausgewichen, wie es zwischen den heute noch getrennten Kirchen zu einer vorläufigen Gemeinschaft kommen könne, und sie sei damit an die Grenze gestoßen, welche sich als unüberwindbares Hindernis für den ökumenischen Dialog der letzten Jahrzehnte herausgestellt habe. Mit der *Charta Oecumenica* haben die Christen in Europa auf diese Situation eine Antwort zu geben versucht, denn sie haben sich damit ein Instrument geschaffen, mit dessen Hilfe Wege und Formen eines gemeinsamen Zeugnisses in der Welt gefunden werden können. Da die *Charta* das Streben nach kirchlicher Einheit mit dem Dienst an der Welt verbindet, anerkennen die Kirchen den Sachverhalt, daß die Konflikte in der Welt auch in den Kirchen zu finden sind. Allein die Einsicht in die Wechselwirkung zwischen dem Einsatz für Versöhnung in den konkreten Konflikten und dem Vertrauen auf Gottes Bündnistreue ermöglicht die Erkenntnis dessen, was not tut und damit auch welche Bekehrungsprozesse von den Kirchen gefordert sind.<sup>6</sup>

Nikolaus Klein

<sup>5</sup> Lukas Vischer, Ökumenische Bewegung ohne konziliare Gefäß. Zur Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz, in: *Evangelische Theologie* 57 (1997) 5, S. 465–468.

<sup>6</sup> Als Beispiel vgl. Axel Heinrich, Schuld und Versöhnung. Zum Umgang mit belasteter Vergangenheit in systematisch-theologischen und pastoralpraktischen Diskursen seit dem Zweiten Vatikanum. (Arbeitspapier, 95). Deutsche Kommission *Justitia et Pax*, Bonn 2001.

## Die unglückliche Reise des Adriano de las Cortes SJ

Wiederentdeckung eines Berichtes über das China des 17. Jahrhunderts

Es kommt ab und zu vor, daß man in entfernten, wenig benutzten Provinzbibliotheken ein unbekanntes oder verschollen geglaubtes, wertvolles Manuskript findet. Es kommt dagegen nicht sehr oft vor, daß man in großen, intensiv benutzten Hauptstadtbibliotheken ein unveröffentlichtes Manuskript findet, das bei näherer Prüfung so wertvoll erscheint, daß folgende Frage berechtigt erscheint: Warum, um Gottes Willen, wurde gerade dieser Text bis jetzt noch nie als Buch dem allgemeinen oder wenigstens dem gelehrten Publikum zur Verfügung gestellt?! Aber genau dieses Schicksal ist dem im 17. Jahrhundert vom Jesuitenmissionar Adriano de las Cortes verfaßten Bericht über seinen Aufenthalt in China widerfahren. Sein sehr interessantes, ausführliches und höchst aufschlußreiches Manuskript<sup>1</sup> lag seit Jahrhunderten in der weltberühmten Londoner *British Library*, ohne daß es mehr als einige Male in seltenen wissenschaftlichen Aufsätzen von Historikern erwähnt worden wäre. Das muß doch Gründe haben. Bevor wir zur Diskussion dieser Gründe kommen, müssen wir, nachdem sein Text 1991 in Spanien und 2001 in Frankreich veröffentlicht wurde<sup>2</sup>, kurz die Abenteuer des Missionars, deren

historischen Hintergrund sowie die Grundzüge seines Berichtes beschreiben.

### Ein Sturm mit tragischen Folgen

Am 25. Januar des Jahres 1625 verließ eine spanische Galiote Manila, Hauptstadt der damals spanischen Philippinen, Richtung Macao, dem bedeutenden portugiesischen Hafen an der chinesischen Südküste. Damals waren beide Städte gezwungen, enger zusammenzurücken. Sie mußten nämlich gemeinsame wirtschaftliche, koloniale und missionarische Interessen gegen die steigende Konkurrenz und gegen den wachsenden militärischen Druck der Holländer verteidigen. Aus diesem Grund wurde von der *Audiencia* von Manila (so etwas wie der höchste administrative Rat der Kolonie) und vom Provinzial der Jesuiten eine von Adriano de las Cortes geführte Delegation per Schiff nach Macao geschickt. De las Cortes beschreibt in seinem Bericht die genaue diplomatische Absicht der Reise nicht, aber man darf an-

<sup>1</sup> Adriano de las Cortes, s.j., *Relación del viage, naufragio y captiverio que, con otras personas, padeció en Chauco, reino de la gran China, con los demás que vió en lo que della anduvó* (1625). Mss. Sloane 1005, British Library, London.

<sup>2</sup> *Le voyage en Chine du père Adriano de las Cortes s.j. (1625). Introduction, traduction et notes de Pascale Girard et Juliette Montbeig.* (Collection Magellane), Editions Chandeigne, Paris 2001; Adriano de las Cortes, *Viaje de la China*. Edición, introducción y notas de Beatriz Moncá Rebollo. (Alianza universidad, 672), Alianza, Madrid 1991.



nehmen, daß eine engere Zusammenarbeit zwischen den Philippinen und Macao vertraglich festgelegt werden sollte. Das Schiff transportierte zudem mehrere Händler, einige Priester und einen größeren Geldbetrag zum Zielhafen.

Die Delegation wird leider bald vom Pech verfolgt. Das Schiff trifft nämlich nach einigen Tagen Navigation auf einen starken Sturm, der es nach Norden abdriften läßt. Dieses Pech will auch, daß das Schiff an einem ungünstigen Punkt der Küste zerbricht: Die Umgebung von Denghai ist arm, befindet sich an der Grenze zwischen zwei Provinzen (der Fujian- und der Guangdong-Provinz), von einer Bergkette vom Hinterland getrennt und in einer Gegend gelegen, wo die Menschen – sowohl das Volk als auch seine Behörden – keine Ahnung von der christlichen Mission, keine Verbindung mit Macao bzw. Guangzhou (Kanton) und keine Kenntnisse von fremden Sprachen haben. Da Piraterie und Plünderung von Schiffbrüchigen offenbar auch zum «Handwerk» der armen Küstenbewohner gehören, werden zuerst das Schiff geplündert und Mannschaft und Passagiere vollkommen ausgeraubt (ihnen werden dabei die Kleider vom Leibe gerissen). Einige der Gestrandeten werden sogar umgebracht und der Rest gefangengehalten. Der lokale Mandarin deckt dieses Vorgehen und eignet sich dafür einen Löwenanteil der Beute an.

### Eine um Wahrheit bemühte Justizbehörde

Die Überlebenden werden dann, teilweise aneinandergekettet, im Triumphzug als gefangene Piraten und Banditen in die nächsthöhere Instanz in die Distrikthauptstadt ausgeliefert, dann von dieser an die nächsthöhere usw. Bei jedem höheren Gericht werden aber jedesmal sorgfältigere und gründlichere Befragungen durchgeführt, einmal sogar mit einer Rekonstruktion der Ereignisse am Ort des Schiffbruchs. Nach langem Warten werden auch ab der dritten Instanz Dolmetscher bemüht. Die Sprachkenntnisse der ersten Übersetzer erweisen sich leider als sehr dürftig, aber auch diese Situation verbessert sich von Instanz zu Instanz, so daß die Gefangenen nach und nach mit steigendem Erfolg die wahre Geschichte ihrer Gefangennahme darlegen können. Da aber der erstinstanzliche, lokale Mandarin natürlich fest an seiner Version eines Angriffs auf sein Küstendorf durch die Schiffsmannschaft festhält und immer wieder neue Zeugen bemüht, dehnt sich der Leidensweg der Gefangenen zwischen den zahlreichen Instanzen insgesamt auf mehrere Monate aus. De las Cortes erzählt aber ehrlich, wie die jeweils höheren Richter, die die zahlreichen Lügen der ersten Instanz nach und nach entdecken, die Gestrandeten immer milder und anständiger behandeln. Am Schluß werden die zahlreichen Befragungsprotokolle, Berichte und Stellungnahmen der Richter an die höchste Justizbehörde in die Provinzhauptstadt Kanton geschickt.

De las Cortes zeichnet also ein sehr positives Bild der chinesischen Justiz – einer Justiz, die sich ernsthaft bemüht, trotz Sprachschwierigkeiten und zahlreichen Intrigen, aus unzähligen Aussagen die komplizierte Wahrheit herauszudestillieren. Man erfährt auch, daß die der Lüge und des Raubes überführte erste Instanz (d.h. der lokale Mandarin) sowie die Küstenbewohner am Schluß der Prozedur streng bestraft werden. Dies ist immerhin erstaunlich, finden doch diese Ereignisse gegen Ende der Ming-Dynastie statt (die Dynastie wird 1644 endgültig von den Mandchus gestürzt), in einer Epoche, die in den Geschichtsbüchern als Zeit der Dekadenz und der Korruption beschrieben wird. Nun zeigt aber die von de las Cortes beschriebene Wirklichkeit eine Korruption, die in diesem Fall nur eine einzige Instanz – und zwar die niedrigste – dieser südchinesischen Justizbehörde ganz eindeutig belastet. Er zeigt allerdings auch, daß die höchste Instanz von Kanton wiederum probiert, an das Geld, das nach dem Schiffbruch verschwunden war, doch noch heranzukommen, aber, wie es scheint, nicht unbedingt, um es den Spaniern zurückzugeben.<sup>3</sup>

Der Fortschritt ihres Falls macht aber die Lage der Gefangenen nicht viel behaglicher: Die Soldaten und einfache Bürger, welche die Gestrandeten während den langen Verhandlungsmonaten zu

überwachen und zu beherbergen haben, eignen sich einen Teil des für die Unterbringung und Ernährung der «Verdächtigten» von der Behörde bewilligten Geldes privat an, so daß diese auf Stroh schlafen müssen und meistens von kargen, ungesunden Resten ernährt werden. De las Cortes beschreibt aber auch eine wegen der hohen Bevölkerungsdichte verbreitete Armut unter der Bevölkerung, so daß man zwischen den Zeilen versteht, daß das «niedrige» Volk nicht viel besser lebt als die gefangengehaltenen vermeintlichen Piraten.

### Ein spannender, aber nicht «erbaulicher» Bericht

Nach dieser kurzen Darlegung des Hauptthemas der Handschrift des Adriano de las Cortes wollen wir nun zu unserer ursprünglichen Frage zurückkommen und uns fragen, warum sein Bericht von den Jesuiten in Europa nicht veröffentlicht wurde. Damals entwickelte nämlich der Orden in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts seine stärkste publizistische und propagandistische Tätigkeit, und das in einer Epoche, wo gerade China Gegenstand einer unglaublichen intellektuellen Neugierde in Europa war und der Orden gleichzeitig mit gewaltigen Herausforderungen (Stichwort *Ritenstreit*) zu kämpfen hatte. Der Text des Adriano de las Cortes war im wahren Sinn des Wortes unerhört interessant, und zwar nicht nur wegen der ausführlichen Beschreibung einer komplexen und langen juristischen Angelegenheit im fernen Südchina der ausgehenden Mingzeit, sondern weil der spanische Missionar während der langen, einjährigen Leidenszeit von Instanz zu Instanz die Kraft gefunden hatte, das Land, das ihn gefangen hielt, auch unheimlich präzise und detailliert zu beobachten und – als Dolmetscher später verfügbar wurden – die Menschen zu befragen. Aber es war nicht ein China von oben, sondern ein China von ganz unten, vom Standpunkt der Allerärmsten, das er damals – übrigens äußerst sachlich, aber ohne viel Sympathie – beschrieb: Es war das China der Gefängnisse, das China der barfüßigen Gefangenen mit Holzkranken und Ketten, das China der ebenfalls armen Soldaten, die ihre prekäre Besoldung auf Kosten der Gefangenen und der noch Ärmeren aufbesserten, sowie das China der Elendsquartiere, in welchen er bei armen Privatleuten untergebracht war, worüber er erzählte.

Nun aber paßte eine solche Beschreibung der Niederungen Chinas nicht gerade in das Konzept der damaligen Jesuiten in Europa. Primär wichtig erschien nämlich den Oberen der Jesuiten die Verbreitung der Sicht, die Matteo Ricci von der China-mission entwickelt hatte. Und die richtete sich an die oberste Schicht der chinesischen Gesellschaft – an das Mandarinat. Sehen wir uns den bekanntesten Titel der damaligen jesuitischen

<sup>3</sup> Die Sicht der chinesischen Justiz, wie sie Pater Adriano de las Cortes in seinem Bericht darstellt, als einer im großen und ganzen gewissenhaften Organisation, die sich sogar meistens akribisch der Wahrheitssuche verpflichtet fühlt, wird auch für die Zeit der nächsten Dynastie (der Qing-Dynastie, 1644–1911) von einem Brief bestätigt, den Pater Chanseume SJ 1749 aus Macao an die Ursulinerin Madame de Sauveterre de Saint-Hyacinthe richtete. Dieser Brief (LEC, XXIII, Nr. 23.4, S. 33f.), den ich in meinem Nachwort zur deutschen Ausgabe von Jacques Gernet's Buch *Chine et Christianisme* von 1982 analysiert habe (siehe meine Rezension des französischen Buches in Orientierung 46 (1982), S. 257–259. Deutsche Ausgabe des Buches: J. Gernet, Christus kam bis nach China. Artemis, Zürich u. München, 1984), zeigt nämlich, wie ich auf S. 293 schrieb, Folgendes: «1. Die vorgebrachten Anklagen sind völlig logisch, und das nicht nur vom chinesischen Standpunkt aus, sondern auch von einem europäischen, der nicht für das Christentum voreingenommen ist. Nämlich: Illegale Wohnsitznahme, geheime Aktivitäten (die Missionsarbeit war damals nur in Peking, nicht aber in den Provinzen erlaubt – Voiret), Bildung von illegalen Vereinigungen, Beichte vor Fremden, Einrichtung von Schlupfwinkeln in den Häusern der Christen. 2. Die Richter verteidigen die Missionare (durch mehrere Instanzen) gegen den Übereifer der Polizei und berufen einen Experten der Gerichtsmedizin (!), um die auf Kindermord lautende Anklage des Polizeichefs zu entkräften. 3. Gegen den Druck von seiten der Polizei und des Vizekönigs setzen die Richter sogar ihre Karriere aufs Spiel. 4. Die Richter sind den Foltermethoden der Polizei abgeneigt. Sie verhängen leichte Strafen – Beweis für ihre Toleranz und Objektivität. Erst auf erheblichen Druck durch den Vizekönig persönlich werden zwei Angeklagte – gegen den Willen der Justiz – hingerichtet.»

Propaganda – die sogenannten «Lettres édifiantes et curieuses des missions» – an, dann müssen wir feststellen, daß die Berichte von de las Cortes zwar durchaus «curieux» (spannend, exotisch und informativ), aber eben gar nicht «édifiants» (erbaulich, missionsfördernd und – zumal beim aufkommenden Ritenstreit – politisch-strategisch adäquat) waren. Warum? Nun, die Arbeit von Adriano de las Cortes befaßte sich, wie gesagt, fast ausschließlich mit der Beschreibung der niedrigsten Schichten der chinesischen Bevölkerung, während das Hauptinteresse der Nachfolger Riccis auf das Mandarinat als primäres Zielpublikum gerichtet war. Cortes sagte zudem – zwar nicht direkt, aber zwischen den Zeilen seiner Ausführungen doch ziemlich eindeutig –, daß die Chancen der Mission beim gewöhnlichen Volk eher klein waren. Mögen sich eventuell einige Gelehrte für die philosophischen Ansichten und für die wissenschaftlichen Kenntnisse der Jesuiten interessiert haben, und nahm man an, daß man sie mittels dieses Interesses für religiöse Ideen gewinnen würde, so war natürlich dieses Verfahren beim Volk unbrauchbar. Nun war dieses Volk, wie Cortes detailliert zeigte, durch folgende Merkmale charakterisiert: Es besaß eine uralte Kultur, in welcher es sehr stark verwurzelt war, es besaß sehr starke, ebenfalls sehr alte und sehr tief verankerte Werte, und es war – selbst bei den niedrigsten Schichten – von der Überlegenheit dieser Kultur und dieser Werte zutiefst überzeugt. Das war wahrlich kein günstiger Boden, um eine neue Religion und neue Werte säen zu wollen. Cortes' Botschaft war also keine Botschaft, die in den Rahmen der damaligen Ordenspropaganda gepaßt hätte. Diese gab offiziell ganz klar folgende Information nach Europa durch: Die Chancen der Mission sind enorm, weil das Mandarinat uns wohlgesinnt ist; selbst der Kaiser könnte sich bald zum Christentum bekehren!

#### Keine Gute Nachricht...

Fassen wir die verschiedenen, wahrscheinlichen Gründe für die Versenkung der hervorragenden Schrift von Adriano de las Cortes in den Zustand des unveröffentlichten Manuskripts – und dies, obwohl er die Redaktion seines Textes nach seiner Rückkehr ausdrücklich auf Ersuchen seiner kirchlichen Obrigkeit an die Hand hatte nehmen müssen – zusammen, so sehen wir, daß sie aus verschiedenen Gründen in Europa inopportun war: Die Schrift behandelte, wie gesagt, primär das Leben der niedrigen Bevölkerungsschichten und das, was man heute die lokale «Graswurzelgeschichte» der von ihm unfreiwillig besuchten Provinz nennen würde, und nicht die Schicht, die der Jesuitenorden damals als Zielpublikum hatte: das Mandarinat.<sup>4</sup> Zweitens war sein Bericht nicht «adäquat», weil seine Reise als eine «banale» diplomatisch-wirtschaftliche Mission nach Macao geplant war, und nicht als eine pionierhafte Missionsreise ins Unbekannte, mit allen Gefahren der religiösen Verfolgung bis hin zum Martyrium. Insofern war sein Bericht auch zu wenig «curieux». Drittens enthielt seine Beschreibung nur wenig über Religion. Die Oberen des Adriano de las Cortes hatten ausdrücklich einen Abschnitt über die Chinamission als Abschlußkapitel für seinen Bericht verlangt. Dies behagte dem Autor offenbar nicht besonders, zumal er im Text ganz klar sagt, daß er nur das beschreiben wollte, was er wirklich selber gesehen hatte. Und von der Chinamission hatte er wahrlich wenig erlebt. Wie dem auch sei, seine Gesundheit war ohnehin ruiniert, und es gelang ihm nicht, dieses letzte aus zusammengewürfelten Missionsberichten zusammengezwängerte Kapitel vor seinem Tode (1629) fertig zu schreiben.

<sup>4</sup> De las Cortes beschrieb zwar die einzelnen Mandarine, die er als Richter in den verschiedenen Tribunalen erlebte, ganz genau, inklusive Kleidung, Auftreten, Verhalten, Prozedurablauf usw. Er beschrieb auch im kurzen Kapitel XXII die Art und Weise, wie das Mandarinat das Land regierte – aber nur vom Standpunkt des betroffenen Verdächtigten, der erlebt, welcher hohen Respekt die Richter genießen und welche Disziplin im Tribunal herrscht. Seine Unkenntnis der Sprache erlaubte es ihm nicht, weitergehende Umfragen zu machen, so daß er nicht in der Lage war, allgemeine historische und soziologische Überlegungen über das Mandarinat als Klasse und als Machtfaktor in der ausgehenden Ming-Zeit anzustellen.

Sein Œuvre war also nicht das gewünschte: Kein Missionsbericht, kein Martyrium, keine kaisernahen Kreise, keine Helden, überhaupt nicht sehr viel über Religion. Das konnte man nicht propagandistisch zugunsten der Mission nutzen, das strahlte irgendwie keine genügend erhabene Aura aus. Das war zu kraß, zu direkt, zu bodennah. Gerade das machte jedoch die ethnologische Qualität des Buches aus: Ethnologie war aber damals in Europa noch nicht gefragt. Dort würde man auf die Reisen von La Pérouse und von Cook warten müssen, bis ethnologische Berichte gefragt wurden.

#### ...aber ein Schatz von Informationen

Doch als ethnologischer Bericht *avant la lettre* war der Text von de las Cortes ein wahrer Schatz. Es würde den Rahmen einer Rezension sprengen, wenn ich detailliert darüber berichten wollte; aber an einem Beispiel möchte ich doch zeigen, was ich damit meine:

Wie unglaublich detailliert und «bodennah» Cortes seine Beobachtungen getätigt hatte, zeigen beispielsweise besonders eindrücklich die vier Seiten (S. 246–250), die er allein dem Thema der Wiederverwertung im Südchina des 17. Jahrhunderts gewidmet hat. Da geht er wahrlich bis ins kleine Detail und zeigt ohne falsche Hemmungen, was die Chinesen z.B. aus Gemüseabfällen und aus Eierschalen, aus ausgefallenen Haaren und aus Papierfetzen, aus Stoffresten und aus Straßendreck, aus Fischgräten und aus Tierknochen, aus Metallspänen und aus Holzrinde usw. alles machen und herstellen! Oder man lese etwa das Kapitel X über südchinesische Gefängnisse oder die Beschreibung der Beamtenprüfungen, die er in einer Distrikthauptstadt im Sommer 1625 beobachten durfte, oder das Kapitel XXIII über «Temperament, physische Erscheinung und Neigungen der Chinesen». Wenn ich an diese präzisen, detaillierten und bestens beobachteten Kapitel denke, komme ich sofort ins Schwärmen! Deshalb will ich lieber jetzt aufhören. Aber sagen möchte ich immerhin noch, daß ich das Buch für eines der lesenswertesten, wenn nicht für das lesenswerteste aller ethnologieverwandten Bücher halte, die ich in den letzten Jahren gelesen habe. Und ich möchte auch einige Zeilen aus der Feder des Autors übersetzen, damit der Leser erfährt, aus welcher Gesinnung die Genauigkeit und die Akribie seiner Arbeit entstanden ist:

«Ich habe also sehr gewöhnliche Dinge – aber in sehr detaillierter Manier – beschrieben. Meine spezifische Absicht war nämlich, jenes zu zeigen, was die Chinesen von ihrem Land dadurch verbergen, daß sie praktisch keine Fremden hereinlassen. Und falls einige Fremde als Folge unerwarteter Ereignisse doch «hereinschneien», so bemühen sich die Chinesen erfolgreich, diese Fremden am Hinausgehen zu hindern. Dies kommt in China oft vor, und ich traf dort mehrere Fremde aus verschiedenen Ländern, die die Hoffnung aufgegeben hatten, jemals aus China wegkommen zu können: Sie hatten nicht einmal die Freiheit, mit uns ungehindert zu sprechen. Deshalb schien es mir nicht überflüssig, so viele Details wie möglich mitzuteilen, weil es immer schwierig ist, sie in Erfahrung zu bringen. Fügt jedoch der Leser diese scheinbar unwichtigen Kleinigkeiten in die verallgemeinernden anderen Berichte ein, die bereits über China veröffentlicht wurden, so wird er sich ein vollständigeres Bild vom Land machen können. Falls aber von anderen über meine detaillierten Angaben bereits berichtet wurde, wird es mein zusätzliches Zeugnis erlauben, die bereits bekannten Tatsachen zu bestätigen oder zu widerlegen, gibt es doch nur wenige Leute, die überhaupt über China berichten können, und von diesen sind die meisten Kaufleute, die bloß einmal im Jahr in der Zeit der Kanton-Messe vom Fluß aus lediglich die Ufervorstädte dieser großen Stadt beobachten können. Selbst in meinem Fall muß ich hinzufügen, daß ich oft unter einem Mangel an Zeit und an geeigneten Dolmetschern gelitten habe: Die Angelegenheiten eines derart großen Reiches sind nämlich so zahlreich, so wichtig, so unbekannt und so verwickelt, daß selbst die Eingeborenen keinen Gesamtüberblick kriegen können.» (S. 274f.)

Der Autor, der Häuser von Mandarinen, von mittelreichen und von ganz armen Chinesen selber von innen gesehen hat und sie entsprechend in aller Ausführlichkeit auf den Seiten 335–343 beschrieben hat, zeigt am Ende der Seite 343, wie objektiv er seine Aufgabe angeht. Er fügt nämlich hinzu, die Vizekönigspaläste betreffend: «Was die Vizekönigspaläste anbelangt, die ich nicht selber sah, so habe ich aus sicheren Quellen erfahren, daß es sehr ausgedehnte Gebäudekomplexe sind. Sie bestehen aus zahlreichen Gebäuden, einige mehrstöckig, sowie aus vielen Nebengebäuden. Ich bin aber nicht in der Lage, diese Paläste selber zu beschreiben: Würde ich nämlich lediglich das wiedergeben, was mir berichtet wurde, wäre die Gefahr zu groß, daß ich schlimme Fehler machen könnte.»

Einige andere Eigenschaften machen schließlich den Band des Chandeigne-Verlags noch wertvoller. Er enthält erstens die zahlreichen Zeichnungen des Originalberichtes: Nach seiner Rückkehr nach Manila ließ de las Cortes nämlich von einem auf die Philippinen emigrierten chinesischen Künstler zahlreiche Zeichnungen von Gegenständen, Menschen und Situationen, die er auf dem Festland gesehen und erlebt hatte, ausführen (Geräte,

Kleider, Accessoires, Waffen, Handwerksszenen, Bilder von Mandarinen in Alltags- und in Richterrobe, Tiere, Statuen, Gebäude, Festungen usw.). Da diese Zeichnungen unter seiner Anleitung und unter seiner Kontrolle gemacht wurden, sind sie absolut echte und anschauliche bildliche Zeugnisse der südchinesischen Wirklichkeit aus der damaligen Zeit. Zweitens hat die Herausgeberin Pascale Girard eine exzellente geographische Erkennungsarbeit geleistet: Die nicht leicht zu interpretierenden Namen von Städten, Distrikten und Provinzen im Original (eine Mischung von spanisch-portugiesischen approximativen Übertragungen des Chinesischen!) sind in der französischen Veröffentlichung praktisch alle tadellos entziffert und in moderner Pinyin-Umschrift wiedergegeben. Schließlich wurde eine ebenfalls sehr gute Leistung auf der Ebene der Fußnoten, der Verzeichnisse (getrennte Verzeichnisse für geographische Namen, für Personennamen und für Sachbegriffe!) und auf der Ebene der Bibliographie erbracht. Dies muß besonders vermerkt werden, ist das doch in Frankreich in dieser Qualität ziemlich selten.

Jean-Pierre Voiret, Meinier/GE

## Eine neue Lesebrille für das Alte Testament?

Intertextualität – Orientierungen für eine Lesart der Bibel in der Postmoderne (Dritter Teil)\*

Georg Steins versuchte sich gerade deshalb in der Suche eines neuen Programms. Mit seinem ausführlichen Modell einer «Kanonisch-Intertextuellen Lektüre»<sup>84</sup>, einer Symbiose von Intertextualität und dem Weg des «canonical approach» nach B.S. Childs, stellte er die wohl bisher am meisten beachtete<sup>85</sup> und rezipierte<sup>86</sup> deutschsprachige Arbeit zur Intertextualität vor. Für ihn bildet der Kanon des Pentateuch die Grenze intertextueller Interpretationen. «Im komplex strukturierten Kanon verbinden sich die Momente der Sinnvorgabe und der Sinnoffenheit: der Sinn des einzelnen Textes wird polyvalent – innerhalb des Spielraums der kanonischen Vorgabe. (...) In zweifacher Hinsicht steuert der Kanon also den Prozeß produktiver Rezeption durch fortwährende Neukontextualisierung, zum einen durch seine äußere Grenze, die Begrenzung der Auswahl der in ihm aufgenommenen Texte, zum anderen durch die interne Organisation der Texte.»<sup>87</sup> Es muß jedoch gefragt werden, ob aus der Sicht des Rezipienten eine bloße Einschränkung auf den Kanon der tatsächlichen Offenheit des intertextuellen Paradigmas gerecht werden kann. Wenn man der Scheidung Karlheinz Stierles in produktionsästhetische und rezeptionsästhetische Intertextualität folgt (in G. Steins Konzept bleibt diese Differenzierung in der Schwebe), dann kann man die Kanonbegrenzung aufgrund der Quellenlage vielleicht in der produktionsästhetischen Perspektive nachvollziehen. (Jedoch müßte auch hier das literarische Umfeld Aufmerksamkeit verdienen, da auch hieraus potentielle Prätexte hervorgehen können. Man vergleiche den Einfluß der Schriften aus Ugarit.) Aus rezeptionsästhetischer Sicht stehen die biblischen Texte in einem weitaus größeren Raum, der sich durch ihr «Einschreiben» in Geschichte, Kultur und Gesellschaft kon-

stituiert. In diesem Raum entsteht die jeweilige Sinnkomplexion beim Rezipienten. Dabei erweist sich der Raum der Intertextualität jeweils als größer bzw. kleiner, abhängig von der persönlichen Favorisierung und Rezeptionsgeschichte. Die Dimensionen dieses Raumes werden in einer sehr empfehlenswerten Ausgabe der «Protokolle zur Bibel», am Beispiel der intertextuellen Aspekte der Jerusalemvision in Offb 21,1–22,5, zu entdecken versucht. Susanne Gillmayer-Bucher entwirft in der Einleitung ein komplexes Netzwerk aus Einflüssen alttestamentlicher Texte und Vorstellungen des antiken Städtebaus, christlichen Deutungen und Rezeptionssträngen, dem Einfluß auf Stadtdarstellungen, der Spiegelung in Pilgerdarstellungen sowie Adaptionen in der modernen Literatur, in das der Text verwoben ist.<sup>88</sup>

Da diese Perikope sicherlich eine der meist rezipierten Texte der Bibel darstellt, eignet sie sich gut, um den intertextuellen Gedächtnisraum in seinen möglichen Dimensionen anzudeuten.

Dieser Gedächtnisraum kann auf J. Kristevas Achsen «Text-Prätext» und «Autor-Rezipient» ermessen werden. Dabei stellt sich die Frage, inwieweit die Analyse von bestimmten Kriterien geleitet sein kann, ohne in strukturalistische Muster zu verfallen. Während G. Steins jegliche Klassifizierungen von Intertextualitätsbeziehungen ablehnt, da er sie zu sehr der *intentio auctoris* verpflichtet sieht, wählt Birgit Trimpe ebenso wie Susanne Gillmayer-Bucher die bereits dargestellte Kriteriologie von M. Pfister zur Skalierung von Intertextualität. «Durch dessen quantitative Kriterien wie Dichte und Häufigkeit der intertextuellen Bezüge und die Zahl und Streubreite des Prätextes, aber auch durch dessen qualitative Kriterien soll die Intensität der Intertextualität des jeweiligen Textdialogs verdeutlicht werden.»<sup>89</sup> B. Trimpe verzichtet jedoch klar auf M. Pfisters Orientierung an der *intentio auctoris* und stellt dessen Kriterien in einen rezeptionsorientierten Erwartungshorizont: «Wie deutlich markiert und unmissverständlich ist die intertextuelle Verbindung für die RezipientInnen?»<sup>90</sup> B. Trimpes Auseinandersetzung mit intertextuellen Relationen der Urgeschichte ist in meinen Augen die bisher elaborierteste Darstellung von Intertextualität in Kombi-

\* Vgl. erster und zweiter Teil in: Orientierung 67 (2003), S. 195–200 und 206–210.

<sup>84</sup> Vgl. Georg Steins, Die «Bindung Isaaks» im Kanon (Gen 22). Grundlagen und Programm einer Kanonisch-Intertextuellen Lektüre. (HBS 20) Freiburg im Breisgau 1999, S. 84–102.

<sup>85</sup> Steins methodischer Ansatz war Anlaß für eine breite und überaus detaillierte Kritik aus der die historische kritische Methode verteidigenden Sicht von Bernd Willmes. Vgl. Bernd Willmes, Von der Exegese als Wissenschaft zur kanonisch-intertextuellen Lektüre? Kritische Anmerkungen zur kanonisch-intertextuellen Lektüre von Gen 22,1–19. Frankfurt am Main 2002.

<sup>86</sup> Ruth Scoralick bedient sich in ihrer Habilitation explizit der Methode Steins'. Vgl. Ruth Scoralick, Gottes Güte und Zorn. Die Gottesprädikationen in Ex 36,6f. und ihre intertextuellen Beziehungen zum Zwölfprophetenbuch. (HBS 33). Freiburg im Breisgau 2002, bes. S. 7–10.

<sup>87</sup> Georg Steins, a.a.O. (vgl. Anm. 84), S. 81.

<sup>88</sup> Vgl. Susanne Gillmayer-Bucher, Intertextuelle Aspekte von Offb 21,1–22,5. Einführungen zum Thema des Jahrgangs, in: Protokolle zur Bibel 8 (1999), S. 2.

<sup>89</sup> Birgit Trimpe, Von der Schöpfung bis zur Zerstreuung. Intertextuelle Interpretationen der biblischen Urgeschichte (Gen 1–11). Osnabrück 2000, S. 53.

<sup>90</sup> B. Trimpe, ebd.

nation mit einer geglückten intertextuellen Exegese. Durch den Aufweis der dialogischen Strukturen zwischen der Urgeschichte und verschiedenen Texten und Gattungen des biblischen Kanons unter Zuhilfenahme der Kriteriologie M. Pfisters kommt B. Trimpe zu dem Aufweis unterschiedlicher *Allusionsmodi*<sup>91</sup> zwischen weisheitlichen und prophetischen Bezügen auf den Prätext. Ihre differenzierten Erkenntnisse, die sie aus der Unterscheidung in *antithetisch-fortführende* und *strukturell-interpretierende* Allusionsmodi zieht, wirken sich dabei auch auf das Verständnis der jeweiligen Textgenese aus. «Mit dem Verweis auf den spezifischen Allusionsmodus der antithetisch-fortführenden Texte und deren Selbstverständnis können dann beispielsweise solche Thesen, dass die Urgeschichte zur Zeit der Abfassung später prophetischer Texte noch nicht existent gewesen sei, berechtigt angezweifelt werden.»<sup>92</sup> B. Trimpe schafft eine gelungene Symbiose von diachronen und synchronen Methoden. Dabei wird die Rolle des Rezipienten in der Orientierung an der Interaktion zwischen Text und Leser in vollem Maße gestärkt.

### Der «implizite Text»

Jedoch bezieht B. Trimpe in ihre Erwägungen nur positiv gegebene Texte ein und läßt das Nichtgeschriebene, was R. Lachmann den «impliziten Text» nennt, außer Acht. Ulrike Bail versucht in ihrer Arbeit über die Spuren von Stimmen vergewaltigter Frauen in den Klagepsalmen 6 und 55 dieser wichtigen Dimension von Intertextualität auf die Spur zu kommen. «Intertextuelle Beziehungen erschließen sich nicht nur über Anwesendes, sondern auch über Abwesendes, das verschwiegen, ausgelassen oder nicht genau definiert ist. (...) Ein Text ist mehr durch Kontingenz und semantische Offenheit bestimmt als durch Harmonie und Geschlossenheit.»<sup>93</sup> U. Bail verfolgt mit ihrer intertextuellen Spurensuche, die sicherlich der methodischen Schärfe von Trimpes Arbeit entbehrt, ein weitaus existentielleres Anliegen als diese. «Theologie entscheidet sich daran, zwischen welchen Texten Beziehungen hergestellt werden und in welcher Weise und zu welchem Zweck Texte in den Mittelpunkt gestellt werden. Es ist von großer Bedeutung für Theologie und Gottesbild, ob Frauen, denen Gewalt angetan wurde und wird, keine Stimme haben.

<sup>91</sup> Vgl. B. Trimpe, ebd., S. 190f.

<sup>92</sup> B. Trimpe, ebd., S. 251.

<sup>93</sup> Ulrike Bail, Gegen das Schweigen klagen. Eine intertextuelle Studie zu den Klagepsalmen Ps 6 und Ps 55 und der Erzählung von der Vergewaltigung Tamars. Gütersloh 1998, S. 106.

## ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich  
 Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen  
 Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen  
 Redaktion und Aboverwaltung:  
 Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich  
 Telefon 01 201 07 60, Telefax 01 201 49 83  
 E-Mail Redaktion: orientierung@bluwin.ch  
 Aboverwaltung: orientierung.abo@bluwin.ch  
 Redaktion: Nikolaus Klein, Josef Bruhin,  
 Werner Heierle, Paul Oberholzer, Pietro Selvatico  
 Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice  
 Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting),  
 Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)  
 Preise Jahresabonnement 2004:  
 Schweiz (inkl. MWST): Fr. 65.– / Studierende Fr. 50.–  
 Deutschland und Österreich: Euro 47.– / Studierende Euro 35.–  
 Übrige Länder: SFr. 61.–, Euro 33.– zuzüglich Versandkosten  
 Gönnerabonnement: Fr. 100.–, Euro 60.–  
 Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich  
 Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8  
 Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)  
 Konto Nr. 6290-700  
 Österreich: Bank Austria, Creditanstalt  
 Zweigstelle Feldkirch (BLZ 12000),  
 Konto Nr. 00473009 306, Orientierung, Feldkirch  
 Übrige: Credit Suisse, CH-8070 Zürich (BLZ 4842),  
 Konto Nr. 556967-61  
 Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil  
 Abonnements-Bestellungen bitte an die Aboverwaltung.  
 Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die  
 Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.  
 Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Oder – ob die wortlose Atempause hinter dem Komma im Sinne einer Atemwende genutzt wird, um die verschwiegenen Worte und Opfer durch die Verknüpfungen präsent zu machen und sie vergegenwärtigend zu erinnern.»<sup>94</sup> U. Bails Plädoyer für eine neue intertextuelle Lesart muß sicherlich bezüglich ihrer indirekten Einstellung zur *intentio auctoris* kritisch hinterfragt werden. Dennoch weist sie auf eine Dimension in literarischen Produktionsprozessen hin, die im direkten Zusammenhang mit einem intertextuellen Textverständnis steht. Ich würde dies als die geschichtlich-psychologische Dimension bezeichnen, die H. Bloom mit seiner Darstellung der revisionistischen Positionen im Kampf zwischen dem «Sohn» und seinem «literarischen Vater» aufwies. Ein literarischer Verdrängungskampf findet jedoch in gewisser Weise immer auch dort statt, wo eine Kultur auf eine bereits vorliegende trifft. So geschah es z.B. in der Zeit der Konquistadores, in der ein ganzes literarisches Verdrängungsprogramm initiiert wurde, um das kulturelle Gedächtnis der Indios christlich zu imprägnieren. «The attempt to expel the Pueblos' most sacred beings by literally and metaphorically overwriting their social text dramatizes how intertextuality, or the absorption and transposition of one signifying system by another, enabled the hegemonic dissemination of culture – here, the narratives of imperial Christianity.»<sup>95</sup> Wenn die Spuren dieses vermeintlichen Kampfes nicht gut genug verwischt wurden, dann findet man sie in den Disharmonien des textuellen Gefüges wieder. H. Bloom konnte mit seinem revisionistischen Modell die verschiedenen Stadien eines solchen Verdrängungsprozesses darstellen. Es könnte nun mit diesem Fragehorizont in Bezug auf die Bibel eine Suche nach eben diesen Spuren geschehen.

Ein Konflikt, der unter diesen intertextuellen Gesichtspunkten sicherlich untersucht werden könnte, wäre die Auseinandersetzung zwischen monotheistischem Gottesbild und dem kanaänischen Götterpantheon. Immer wieder wird dieser Konflikt auf verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen textuellen Variationen in den Büchern der Bibel ausgetragen. Dabei sind unterschiedliche Strategien zu erkennen. Sie reichen, besonders in den Psalmen, von der «stillen», unverfänglichen Absorption von Gottesprädikationen und doxologischen Wendungen («Der Gott der Götter», Ps 84) bis zu lautstarken Konfrontationen («Die Götzen der Völker sind nur Silber und Gold, ein Machwerk von Menschenhand», Ps 115). Es kann gefragt werden, ob sich darin unterschiedliche Stadien in der literarischen Profilierung und Verdrängung wiederfinden können, wie sie von H. Bloom aufgezeigt wurden, und ob das jeweilige Stadium eine Aussage über den Zeitpunkt der Textgenese im Kontext der anderen Schriften geben kann. Inwieweit muß man also Teile der Bibel als literarisches Verdrängungsprogramm lesen? Ist sie vielleicht an vielen Stellen ein «Palimpsest», an dem zugunsten des «monotheistischen Textes» der «polytheistische Prätext» mal mehr, mal weniger gut weggeschabt wurde? Im intertextuellen Raum, in dem auch die nichtkanonisierten Prätexte, z.B. die Götterhymnen aus Ugarit, einen Platz haben, ist dies ein durchaus legitimer Fragehorizont.

Intertextualität hat in dieser psychologisierenden Form sicherlich starke ideologiekritische Züge, die keinesfalls unbeachtet bleiben dürfen, vielmehr weisen sie besonders auf die dekonstruktivistischen Implikationen hin. Gerade diese sind für eine zeitgemäße Form der Bibelauslegung weder zu vernachlässigen noch einfach abzulehnen. Sie bedürfen einer kritischen Auseinandersetzung. Es zeigt sich also einmal mehr, daß das große Feld der Intertextualität noch längst nicht erschöpft ist. Der Raum der Intertextualität erweist sich in mancher Beziehung in der Tat als kontingent und irreduzibel, was jedoch eher als Chance denn als Makel gesehen werden muß. Eine ausgeprägte Reflexion und Adaption des Paradigmas der Intertextualität könnte für die Exegese durchaus ein großer Gewinn auf der Suche nach einer adäquaten «Lesebrille» für die Bibel im 21. Jahrhundert sein.

Klaus Nelißen, z.Z. Berkeley

<sup>94</sup> U. Bail, ebd., S. 218.

<sup>95</sup> Laura E. Donaldson, When Jesus Rewrote the Corn Mothers: Intertextuality as Transnational Critical Practice, in: Semeia 69/70 (1995) Intertextuality and the Bible, S. 281–292, 281.